Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyspielen und Erzählungen

Bd.: 2

Frankfurt am Mayn (1807)

Paed.pr. 1239-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759816-9

Paed. Pr.
1239-2 Glatz

<36615096800018

<36615096800018

Bayer. Staatsbibliothek

m

~~Padag. 197~~

Glatz

R

H. Lips inv. et fec.

Gewissenhaftigkeit.

Sittenlehre
für
Jüngere Mädchen
in
Beyspielen
und
Erzählungen
von
Jakob Glatz.
Zweiter Theil.

H. Lips inv. et fec.

Jæhzorn.

Frankfurt a. M. bey Fr. Wilmans. 1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sittenlehre

für jüngere Mädchen,

in Beyspielen und Erzählungen.

Von

Jakob Glatz.

Zweyter Theil.

1.

G e w i s s e n h a f t i g k e i t.

Die kleine Christine hatte von ihrem Lehrer, Herrn F r i e d b e r g, eine Arbeit aufbekommen. Aber Christine arbeitete nicht gern. Schon mehrmahls hatte sie das, was Herr Friedberg ihr aufgab, nicht gebracht, und sich dadurch manchen scharfen Verweis zugezogen. Auch jetzt fürchtete sie, von ihm getadelt zu werden.

Mit banger Seele kam Christine in die Lehrstunde. Der Lehrer fragte nach dem Aufsatze, den sie mitbringen sollte. Lieber Herr

Friedberg, sprach sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich meine Arbeit wieder nicht bringe — —

Der Lehrer machte ein finstres Gesicht. Das geht in Einem fort, sprach er, so oft ich Christinen um die Arbeit frage, höre ich nur Entschuldigungen, Bitten, Versprechungen u. s. w. Länger kann ich dieß nicht dulden. Christine darf heute nicht sitzen; dort, in jenem Winkel kann sie stehen.

Christine fing an zu weinen. Ach, rief sie jammernd, es war mir nicht möglich, den Aufsatz zu machen; meine kleinen Schwestern mußten unterhalten werden; es war niemand da, der mit ihnen gespielt hätte; und ich mußte dieß Geschäft übernehmen. Wagners Linchen kann mir das bezeugen; sie war gerade bey uns.

Herr Friedberg versetzte: Faule Menschen wissen fast immer ihre Trägheit zu be-

schönigen; man kann ihnen daher nicht allezeit aufs Wort glauben. So oft Christine ihre Arbeiten nicht brachte, hatte sie beständig Entschuldigungsgründe, die nicht selten erdichtet waren. Ich befürchte, daß dieß auch jetzt der Fall ist. Doch sie beruft sich auf Wagners Linchen. Die ist heute nicht zugegen. Wenn diese das bestätigt, was du, Christine, zu deiner Entschuldigung vorgebracht hast, dann ist dir die Strafe erlassen. Linchen besitzt mein ganzes Vertrauen, denn sie ist ein gewissenhaftes Mädchen.

Als die Lehrstunden zu Ende waren, eilte Christine zu Linchen, und erzählte ihr das Vorgefallene. Liebes Linchen, sprach sie hierauf, auf dich kommt es nun an, mich zu entschuldigen, sonst trifft mich eine Schande, die mich außerordentlich schmerzen würde.

Liebe Christel, versetzte Linchen Wagner, du hast nicht wohlgethan, daß du dich auf mich berufen hast. Du bringst mich in eine unangenehme Verlegenheit. Gern würde ich dich von deiner Strafe befreyen, aber von der andern Seite kann ich auch keine Unwahrheit sagen.

Aengstliches Mädchen! rief Christine aus, du sagst ja keine Lüge. Hab' ich denn nicht gestern, als du bey mir gewesen bist, mit meinen Geschwistern gespielt, und wurde ich nicht dadurch an meiner Arbeit gehindert?

Freylich hast du gespielt, antwortete Linchen, aber du mußtest nicht spielen. Deine Mutter fragte dich zwey Mahl, ob du nichts für die Schule zu thun hättest; du achtetest aber nicht darauf. Hättest du doch gearbeitet, statt zu spielen!

Mit dir ist aber auch nichts anzufangen! rief Christine verdrießlich. Was scha-

det es dir, wenn du mich bey Herrn Friedberg entschuldigst? Thust du dieß nicht, so muß ich die Strafe leiden; das wird mich sehr schmerzen. Linchen, du kannst mich von einer großen Unannehmlichkeit befreyen, und du willst es nicht?

Wie du doch redest! versetzte Linchen. Du weißt wohl, wie lieb du mir bist, und wie gern ich dir eine Gefälligkeit erweise. Aber du mußt nur nicht wollen, daß ich gegen besser Wissen und Gewissen handele. Fragt mich der Lehrer um die Sache, so werde ich reden, wie die Wahrheit es verlangt. Ich hätte gewünscht, du hättest das nähmliche gethan. Du wärest vielleicht bestraft worden, aber du hättest als ein gewissenhaftes Mädchen gehandelt, und dich dabey beruhigen können.

Unzufrieden mit der Freundinn ging Christine nach Hause. Linchen wußte eine Zeit-

lang nicht, wie sie in ihrer Verlegenheit handeln sollte. Aber bald sagte ihr das Herz: daß sie nichts gegen ihr Gewissen thun, und den Lehrer nicht täuschen dürfe. Mit diesem Entschlusse ging sie des Nachmittags in die Lehrstunden, die sie aus wichtigen Gründen des Vormittags versäumen mußte.

Alle Schülerinnen waren auf Linchens Aussage begierig. Christine sah unruhig und beschämt aus. Herr Friedberg erschien in dem Lehrsaale. Linchen entschuldigte sich, daß sie des Vormittags dem Unterrichte nicht habe beywohnen können. Der Lehrer zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Rede. Du bist, sprach er, ein gewissenhaftes Mädchen; dir glaube ich ohne weiteres; du wirst mir auch gewissenhaft die Frage beantworten, ob Christine gestern mit ihren kleineren Geschwistern spielen, und auf

diese Weise ihre Arbeit bey Seite setzen mußte?

Linchen antwortete der Wahrheit gemäß, und Christine behielt Unrecht. Alle Schülerinnen sahen mit verweisenden Blicken nach Christinen hin. Der Lehrer machte ein finsteres Gesicht; ließ Christinen aufstehen, und in einen Winkel treten, gab ihr einen beschämenden Verweis, und sagte: Wärest du gewissenhaft gewesen, so hätte ich dich einige Minuten lang stehen lassen; jetzt darfst du zwey Stunden hindurch nicht auf deinen Platz.

Christine weinte laut. Aber Herr Friedberg ließ sich weder dadurch, noch durch ihr Bitten bewegen, ihre Strafe zu mildern. Auf Linchen wurde sie sehr böse, und machte ihr einige Tage darauf die bittersten Vorwürfe. Das gewissenhafte Mädchen tröstete sich aber damit, daß es die Wahrheit

geredet, und nach ihrem Gewissen gehandelt hatte.

So wie Linchen in diesem Falle sich benahm, so handelte sie allezeit. Nie wich sie von der Wahrheit ab; nie erlaubte sie sich, etwas gegen ihr Gewissen zu thun; in ihren Reden und Handlungen zeigte sie sich als ein redliches, gewissenhaftes Mädchen. Daher kam es, daß ihr Herz fast immer ruhig und heiter war, und daß andere Menschen zu ihr ein großes Zutrauen bewiesen. Gewissenhaftigkeit ist die reinste Quelle der Seelenruhe und Zufriedenheit, und das sicherste Mittel, sich die Achtung und das Vertrauen anderer zu erwerben.

Einmahl mußten Linchens Aeltern das Haus verlassen. Linchen, sprach die Mutter, ich lasse dich mit Ernst und Fritzchen alleine. Gib auf beyde acht, und verlasse

mir das Zimmer nicht. Die Honigscheiben in der Kammer lasset unberührt. Ich würde sie verschließen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ihr mir gehorchen und sie nicht anrühren werdet.

Kaum waren die Aeltern fort, als Ernst und Fritzchen zu Linchen kamen, und sie bathen, sie möchte ihnen ein Stückchen Wachs geben, womit sie einen Faden bestreichen wollten. Sie suchte ihr Wachs, aber es war nicht zu finden. Weißt du was, Linchen, sprach Ernst, es fallen mir eben die Honigscheiben in der Kammer ein. Von diesen wollen wir uns ein klein wenig Wachs nehmen.

Bewahre! rief Linchen, die Honigscheiben dürfen nicht angerührt werden!

Liebes Linchen, sprach Fritzchen, du bist aber auch gar zu ängstlich. Wir wollen ja keinen Honig, wir wollen ja nur ein klein

Bißchen Wachs. Niemand wird es merken, daß wir die Honigscheiben angerührt haben. Wäre die Mutter hier, sie würde uns ohne weiteres erlauben, uns etwas Wachs zu nehmen.

Aber Linchen wollte davon durchaus nichts hören. Wäre die Mutter hier, sprach sie, so würde sie euch dieß vielleicht nicht wehren. Aber ich bin nicht die Mutter. Wartet bis sie kommt. Ich kann nichts mehr thun, als ihren Befehl gewissenhaft befolgen.

Ernst machte ein ernsthaftes, und Fritzchen kein freundliches Gesicht. Linchen besann sich einige Augenblicke. Ich kann euch helfen, sprach sie. Gestern hat mir die Tante einen kleinen Wachsstock geschenkt, von dem sollt ihr ein Stückchen Wachs bekommen.

Nicht doch! nicht doch! rief Ernst, und sein Gesicht erheiterte sich. Dein Wachsstock

ist so hübsch; du mußt ihn schonen; du sollst ihn unsertwegen nicht verderben!

Wachsstock hin! Wachsstock her! versetzte Linchen, wenn ich dir und Fritzchen nur einen Gefallen erweisen kann, ohne gegen den Befehl der Mutter zu handeln.

Mit diesen Worten sprang sie an ihr Schränkchen, suchte ihren niedlichen Wachsstock hervor, kneipte ein Stückchen Wachs ab, und gab es ihren Geschwistern.

Ernst und Fritzchen dankten freundlich, und hüpften jubelnd davon, setzten sich an einen kleinen Tisch, und beschäftigten sich auf eine angenehme und nützliche Weise.

Bald darauf trat Lottchen, eine vertraute Freundinn von Linchen, in das Zimmer. Sie rief diese in einen Winkel, und sagte ihr heimlich, daß sie gerade jetzt von ihrem Onkel zehn Stöcke der schönsten Blumen bekommen hätte. Linchen war eine auf-

ſerordentliche Blumenfreundinn, und freute ſich über das Geſchenk, das Lottchen erhalten hatte, von ganzem Herzen.

Komm' nur, und ſieh' die herrlichen Blumen an! ſprach die Freundinn.

Nein, mein liebes Lottchen, antwortete Linchen, das kann ich jetzt nicht. Die Mutter hat mir anbefohlen, das Zimmer während ihrer Abweſenheit nicht zu verlaſſen.

Kleines Närrchen! verſetzte Lottchen; unſer Garten iſt ja kaum zehn Schritte weit entfernt. In wenigen Minuten biſt du wieder hier. Ernſt und Fritzchen ſind in voller Arbeit; die vordere Hausthüre iſt zugeſchloſſen, und es kann niemand herein. Komm'! komm! du ſollſt deine Freude an den Blumen haben!

Das geht nicht an! ſprach Linchen. Ich brenne vor Begierde, deine Blumen zu ſehen; aber jetzt kann dieß nicht geſchehen.

Sobald die Mutter wieder kommt, will ich sie um die Erlaubniß bitten, dich besuchen zu dürfen. — Was Lottchen auch sagen mochte, die gewissenhafte Lina war nicht zu bewegen, das Zimmer zu verlassen.

Nach einer Stunde kamen Vater und Mutter zurück. Die Kinder sprangen den Aeltern freudig entgegen. Ernst erzählte der Mutter lächelnd, daß Linchen ein gar kurioses Mädchen sey. Weil du sagtest, sprach er, daß wir die Honigscheiben nicht berühren sollten, so wollte sie es uns auch nicht erlauben, uns ein kleines Stückchen Wachs davon zu nehmen.

Das nenne ich gewissenhaft, sagte die Mutter, und freue mich sehr, daß Linchens Gewissenhaftigkeit so groß ist. Ein gewissenhafter Mensch verdient die größte Achtung und Liebe.

Linchen erhielt sehr leicht die Erlaubniß, ihre Freundinn Lottchen besuchen zu dürfen. Sie hüpfte mit heitrer, freudiger Seele zu ihr hin; denn heiter und fröhlich ist derjenige, in dessen Brust das Bewußtseyn wohnt, gewissenhaft gehandelt zu haben. Wie groß war ihre Freude, als sie Lottchens herrliche Blumen sah, und wie glücklich fühlte sie sich, als Lottchen ihr mit einem schönen Levkojenstock ein Geschenk machte. Sie umarmte und küßte ihre Freundinn. Du sollst dafür einen meiner schönsten Nelkenstöcke im Frühlinge bekommen, sprach sie, und dankte der guten Lotte.

Noch diesen Tag ging Linchen mit Lotten zu einer Blumenhändlerinn, um ein Paar Stöcke vollen Lack zu kaufen. Sie mußte sie sehr theuer bezahlen. Erst als sie zu Hause angekommen war, bemerkte sie, daß sie einen Groschen zu viel herausbekommen hatte. Lotte

sagte dabey: Das Weib hat dir die Blumen zu theuer verkauft; diesen Groschen kannst du daher als Entschädigung behalten.

Nein, Lottchen, das thue ich nicht! sprach Linchen, das wäre gegen mein Gewissen, die Blumenhändlerinn muß den Groschen zurück bekommen.

Eben wollte Linchen zur Blumenhändlerinn, und ihr den Groschen zurücktragen, als Röschen, eine gute Bekannte, in den Garten trat, und Linchen bath, ihr ein Paar Nelkenstöcke zu verkaufen. Die Mädchen wurden des Handels einig. Röschen nahm die gekauften Nelken und ging mit denselben fort. An der Gartenthüre sagte sie: O wie freue ich mich auf diese Nelken! Es sind doch wohl volle?

Nein, mein liebes Röschen, sprach die gewissenhafte Lina, wenn du glaubst, volle

Nelken gekauft zu haben, so irrst du dich — sie sind nicht voll.

Röschen bemerkte, daß es ihr um volle Nelken zu thun sey. Sogleich nahm Linchen die Blumenstöcke zurück, und gab ihr ein Paar andere. Röschen fragte, was sie noch darauf zahlen sollte. Aber Linchen wollte nichts nehmen.

So gewissenhaft war Linchen in allen Verhältnissen ihres Lebens. Die Blumenhändlerinn erhielt den Groschen wieder, und wunderte sich nicht wenig über Linchens Ehrlichkeit.

Als der Winter das Ende erreicht hatte, untersuchte Linchen ihre Blumenstöcke, die im Keller standen. Zu ihrem Leidwesen fand sie, daß ihr alle Nelkenstöcke, bis auf Einen, erfroren waren. Jetzt habe ich keinen einzigen Nelkensteck, sprach sie.

Einen hast du wohl, sagte Ernst.

Der gehört nicht mir, versetzte sie, den habe ich schon im vorigen Sommer der Lotte versprochen.

Ey was versprochen! rief Ernst; das hat Lottchen längst vergessen! — Ich aber nicht! sprach Linchen. —

Wenn Lottchen weiß, daß dir alle Nelken erfroren sind, sagte Fritzchen, so wird sie gewiß nicht verlangen, daß du ihr diesen Stock abtreten sollst. —

Ich habe ihn einmahl versprochen, erwiderte Linchen, ich will mein Wort halten.

Lottchen erhielt den Nelkenstock noch an diesem Tage, und nahm ihn an, da sie nicht wußte, daß Linchen keine Nelke übrig behielt.

Ernst und Fritzchen sagten abermahls zur Mutter: Linchen ist ein kurioses Mädchen.

Linchen ist ein gutes, gewissenhaftes Mädchen! erwiderte freundlich die Mutter, und drückte ihre redliche Tochter mit Herzlichkeit an ihre Brust.

So gewissenhaft Linchen im Kleinen war, so gewissenhaft war sie in ihren ältern Jahren auch im Großen. Ihr wurde die ungeheucheltste Liebe und Achtung vieler guten Menschen zu Theil, und auch der, der über den Sternen wohnt, und tief in das menschliche Herz sieht, sah gewiß auf sie mit väterlichem Wohlgefallen herab. Ihr Leben glich einem stillen, freundlichen Tage des Frühlings und Herbstes, und als sie diese Erde verließ, um in einer andern Welt fortzuwirken, flossen viele Thränen der Liebe und Verehrung um sie.

2.

Die großmüthige Lorette.

Lorette befand sich mit Käthchen in einer Gesellschaft. Es wurde gespielt, geschäkert und gelacht. Lorette benahm sich bescheiden, und in ihren Urtheilen und Scherzen vorsichtig. Ganz anders betrug sich Käthchen. Sie tobte, gleich einem kleinen Dragoner, herum, urtheilte über andere sehr frey, und neckte mehrere von den Anwesenden.

Käthchens Benehmen mißfiel der ganzen Gesellschaft. Da sie aber mitunter manchen witzigen Einfall hatte, so lachte man viel

über ihre Späßchen. Das that ihrem Herzen wohl, und sie fühlte sich dadurch noch mehr aufgemuntert, ihren Witz spielen zu lassen. Ihre Neckereyen erreichten einen hohen Grad.

Am meisten mußte Lorette darunter leiden. Käthchen machte sie in Einem fort zum Gegenstande ihrer Witzeleyen und Spötteleyen. Mehrmahls waren ihre Scherze so derb, daß Lorette in Verlegenheit gerieth, und im ganzen Gesichte erröthete. Einmahl trat sogar Käthchen ihrer Ehre so zu nahe, daß die gekränkte Lorette sich entfernen, und heimlich Thränen vergießen mußte. Die übrigen Mädchen legten sich endlich ins Mittel, und machten Käthchens Beleidigungen ein Ende.

Es währte nicht lange, so wurde es dem aberwitzigen Käthchen sehr übel. Sie bekam den Schwindel, und fing an zu tau-

meln. Lorette sprang, als sie dieß bemerkte, hinzu, und fing sie in ihre Arme auf. Niemand war nun so geschäftig, dem erkrankten Käthchen beyzustehen, als Lorette, die von ihr so sehr beleidigt worden war. Aber sie besaß ein gutes, edles Herz, und dachte nur an die unangenehme Lage Käthchens, an ihre Beleidigungen dachte sie nicht.

Käthchen mußte sich erbrechen. Sie fühlte sich sehr schwach, und konnte kaum auf den Füßen stehen. Nur nach Hause! nach Hause! stammelte sie. Lorette erklärte, daß sie Käthchen nach Hause bringen wolle. Sie faßte sie an dem Arm, und führte sie fort.

Käthchens Mutter war allein zu Hause. Sie erschrack sehr, als sie ihre blasse, kranke Tochter erblickte. Der Arzt wohnte etwas weit, und sie hatte niemanden, zu ihm zu schicken. Lorette erboth sich, hinzugehen

und ihn zu hohlen. Mit der größten Bereitwilligkeit that sie dieß.

Lorette ist ein liebes, trefliches Mädchen, sagten mehrere von der Gesellschaft. Sie ist von Käthchen sehr beleidigt worden, aber sie vergaß dieß, als sie ihrer Beleidigerinn helfen konnte, und stand ihr menschenfreundlich bey. Das heißt schön und großmüthig gehandelt.

Einige Tage darauf spielte Lorette mit ihrer Schwester Lenchen. Diese wurde muthwillig, spottete über Loretten, und beleidigte sie auf eine empfindliche Weise. Lorette wurde auf ihre Schwester sehr unwillig, und verwies ihr ihr unartiges, kränkendes Benehmen. Lenchen wurde heftig und bewarf ihre Schwester mit einer Handvoll Nußschalen. Diese warf einige zurück. Darüber erzürnte sich Lenchen, griff nach einem ziemlich dicken Buche, und wollte es Loret-

ten an den Kopf werfen. Diese wollte es verhindern, eilte zu ihrer Schwester, um ihr das Buch aus den Händen zu winden, stieß sich aber mit dem Kopfe an einen Schrank, daß sie betäubt auf das dabey stehende Bett sank. Sie that einen Schrey. Die Mutter kam in das Zimmer gesprungen, und vernahm, nicht ohne Schrecken, den Unfall der Tochter. An der Stirne hatte diese eine tüchtige Beule.

Als sich Lorette wieder erhohlt hatte, und die Aeltern erfuhren, daß sie auf ihre Schwester zugelaufen, und bey dieser Gelegenheit an den Schrank gerannt sey, machten sie ihr scharfe Vorwürfe, und nannten sie leichtsinnig, unvorsichtig, ja sogar ausgelassen. Diese Verweise schmerzten sie tief in der Seele. Sie hätte sich leicht rechtfertigen, und mit Grund alles auf Lenchen schieben können, aber sie wußte, daß die

Aeltern ihre Schwester dann bestrafen würden, und dieß wollte sie ihr ersparen, ob sie gleich von ihr empfindlich beleidigt worden war.

Lorette schwieg daher still, ertrug mit Geduld alle Vorwürfe, und wollte lieber unschuldig leiden, als ihrer muthwilligen Schwester eine harte Strafe zuziehen. Diese erwartete nichts gewisser, als daß Lorette sie verrathen, und anklagen würde, und sah ihrem Loose für diesen Fall mit Angst entgegen. Tief wurde sie gerührt, da sie sah, mit welcher edlen Großmuth die Schwester die befürchtete und verdiente Strafe von ihr abgewendet, und wie sie, statt sich wegen der erlittenen Beleidigung zu rächen, für Lenchen gebüßt und gelitten habe.

Lorette besuchte mit ihrer Schwester eine Mädchenanstalt. Der Lehrer an derselben liebte Ordnung und Reinlichkeit in einem ho-

hen Grade. Da es bisweilen geschah, daß die Tische, an welchen seine Schülerinnen saßen, und der Boden des Lehrzimmers aus Unvorsichtigkeit mit Tinte beschmutzt wurden, so sah er sich genöthigt, das Gesetz zu machen: daß diejenige, die den Tisch oder Boden beflecken würde, denselben, umgethan mit einer groben Schürze, wieder rein reiben, oder eine Strafe von einigen Groschen erlegen sollte.

Eines Vormittags kam Lorette in die Schule, ohne das Lehrbuch mitzubringen, welches erklärt wurde. Der Lehrer war dießmahl sehr verdrießlich. Lorette saß neben Nanetten, einem schadenfrohen Mädchen. Wie? sagte Nanette zu Loretten, du hast dein Lehrbuch vergessen? wart', das muß der Lehrer erfahren!

Sey klug, Nanette! versetzte Lorette. Du wirst doch keinen Gefallen daran haben, daß

ich ausgescholten werde. Unser Lehrer ist heute ganz verdrießlich. Schweige still, und laß mich in dein Buch mit einsehen.

Die schadenfrohe Nanette rückte aber von Loretten fort, und wollte sie durchaus nicht in das Buch miteinsehen lassen. Der Lehrer bemerkte, daß Lorette in kein Buch sehe. Warum siehst du nicht ein, Lorette? sprach er.

Sie hat ihr Buch nicht hier! rief Nanette mit heimlicher Freude.

Der Lehrer, der ohnedieß übel gestimmt war, wurde jetzt noch verdrießlicher, und gab Loretten einen so starken Verweis, daß sie Thränen darüber vergießen mußte.

Die andern Mädchen wurden auf Nanetten böse. Das schadenfrohe Geschöpf! murmelten sie unwillig. Mußtest du denn gleich schwatzen, daß Lorette ihr Buch nicht habe? Pfuy!

Auch Lorette wurde auf Nanetten unwillig, und machte ihr kein freundliches Gesicht. Mehrere Mädchen sprachen zu Loretten: Wenn Nanette ein ander Mahl auch etwas vergißt, oder einen Fehler begeht, dann mußt du sie auch angeben; sie verdient es.

Aber Lorettens Herz war edler gesinnt. Erlittene Beleidigungen vergaß sie sehr leicht, und vergalt Böses nie mit Bösem, sondern oft mit Wohlthaten. Großmuth war ein Hauptzug in ihrer sittlichen Denkungsart.

Des Nachmittags kam Lorette in den Lehrsaal. Es war nur Nanette zugegen. Sie sprachen kein Wort. Nanette hatte viel mit ihrem Tintenfasse zu schaffen. Aus Unvorsichtigkeit fiel es ihr vom Tische, und der Boden wurde stark befleckt. Sie erschrack nicht wenig darüber. Die festgesetzte Strafe konnte sie nicht zahlen, denn sie war oh-

ne Geld. Von der andern Seite schämte sie sich, die grobe Schürze umzubinden, und den Boden rein zu reiben. Ihre Verlegenheit und Angst erreichte den höchsten Grad. Sie wollte eben Loretten bitten, dem Lehrer nicht zu entdecken, wer den Boden beschmutzt habe, als mehrere Mädchen in den Saal traten, und sie daran verhinderten.

Bald erschien auch der Lehrer. Jetzt erst entdeckten einige Mädchen den großen Tintenfleck auf dem Boden. Ach, sehen Sie nur, lieber Lehrer, riefen sie, wie hier der Boden übel zugerichtet ist. So stark ist er nie beschmutzt worden! das ist doch gar zu arg!

Der Lehrer wurde sehr unwillig. Er fragte, wer den Boden so übel zugerichtet habe. Nanette war mäuschenstill. Seitwärts schielte sie nach Loretten, in der Ueberzeugung, daß diese sie ohne weiteres verrathen werde.

Aber Lorette war großmüthig und schwieg still. Der Lehrer empfand es übel, daß sich niemand melden wollte. Ich liebe die Offenheit und Aufrichtigkeit, sprach er, und es betrübt mich sehr, daß eine unter meinen Schülerinnen, die, die den Boden beschmutzt hat, nicht aufrichtig genug ist, mir dieses zu gestehen.

Lorette wollte nicht, daß dem Lehrer etwas verheimlicht werde, sie hätte aber auch gern Nanetten geschont. In dieser Verlegenheit stand sie auf, und sagte: Lieber Lehrer, die Thäterinn wird sich Ihnen nach den Lehrstunden entdecken, und die festgesetzte Strafe entrichten.

Alle Mädchen glaubten nun, Lorette selbst sey die Thäterinn, und auch dem Lehrer schien dieß wahrscheinlich. So unangenehm dieser Verdacht auch für Loretten seyn mußte, so wollte sie ihn doch lieber auf sich ruhen lassen,

als Nanetten einer großen Beschämung aussetzen. Das letztere widerstand ihrer großmüthigen Gesinnung.

Nach den Lehrstunden ging sie mit Nanetten in das Haus des Lehrers, und da Nanette vor Beschämung nicht sprechen konnte, nahm Lorette das Wort, und gestand alles. Der Lehrer wurde durch ihr großmüthiges Benehmen sehr überrascht, und lobte ihren Edelmuth.

Den Tag darauf erhielt der Lehrer von Nanetten das bestimmte Strafgeld, und bezahlte damit eine Magd, die den befleckten Boden rein ausreiben mußte. Das Geld aber hatte Nanette von der großmüthigen Lorette erhalten, was aber niemand erfuhr.

So edel, so großmüthig handelte Lorette schon in ihrer Jugend. In ihren ältern Jahren gab sie oft die schönsten Beweise von Großmuth, und genoß dafür die Verehrung und Liebe vieler Edlen. Wären ihr doch viele weibliche Seelen ähnlich!

3.

Gerechtigkeit.

Philippine hatte keinen rechten Begriff von der Tugend der Gerechtigkeit. Sie war gut gebaut, und hatte ein ganz artiges Gesicht. Auch konnte sie so artig seyn, daß sie oft im Scherze das Schmeichelkätzchen genannt wurde. Dieß alles fühlte Philippine, und wollte, daß man sie danach behandle, d. h. daß man ihr immer schön thue, und sie den andern Mädchen der Stadt vorziehe.

Sie hatte zwey Schwestern, Anna und Rose. Die waren bey weitem nicht so

hübsch, und auch bey weitem nicht so einschmeichlerisch als Philippine, aber sie hatten den besten Willen, das beste Herz. Vater und Mutter liebten sie sehr.

Philippine glaubte nun, weil sie unter ihren Schwestern die hübscheste und artigste sey, so müßte sie auch von den Aeltern vorgezogen werden. Aber diese dachten ganz anders. Anna und Rose wurden eben so sehr von ihnen geliebt als die älteste Schwester, erhielten eben so viel Geschenke, so viele und so hübsche Kleider als sie, und Philippine wurde nicht im geringsten begünstigt.

Dieß schien der eingebildeten Philippine nicht billig und lobenswerth. Einmahl beklagte sie sich sogar gegen ihre Mutter darüber, und meinte, man sollte auf sie doch mehr Rücksicht nehmen, als auf ihre Schwestern.

Die Mutter lächelte Anfangs, machte aber bald ein ernsthaftes Gesicht. Mein Kind, sprach sie, du steckst in einem großen Irrthume. Du verlangst, daß deine Aeltern ungerecht seyn sollen. Das darf und soll nicht seyn. Deine Schwestern haben das beste Herz, und bestreben sich ernstlich, im Guten immer weiter fortzuschreiten. Dadurch verdienen sie unsre ganze Liebe. Verdienest du mehr als sie? Aeltern müssen unter ihren Kindern, äusserlicher Vorzüge wegen, keinen Unterschied machen, sondern sie behandeln, je nachdem sie es verdienen, oder mit andern Worten: sie müssen gerecht seyn.

Das wollte Philippinen nicht recht in den Sinn. Aber ihre Aeltern fuhren fort, alle drey Kinder so zu behandeln, wie sie es verdienten, sie fuhren fort, gerecht zu seyn.

Philippine besuchte eine Mädchenschule. Sie gehörte unter die wohlhabendsten Schü-

lerinnen, und hofte Anfangs, daß Herr Erhard — so hieß der Lehrer — sie deßhalb von den andern auszeichnen werde. Sie irrte sich sehr. Einige Schülerinnen waren sehr arm, aber ungemein fleißig, artig, gefällig und brav. Der Lehrer liebte sie sehr, und benahm sich sehr freundlich gegen sie, viel freundlicher als gegen so manches reiche Mädchen, unter andern behandelte er sie mit mehr Auszeichnung als Philippinen.

Dieß konnte Philippine nicht zusammen reimen. Ich bin doch das Kind reicher Aeltern, dachte sie bey sich, gegen mich sollte Herr Erhard doch ein Bißchen schöner thun. Das arme Völkchen scheint ihm mehr am Herzen zu liegen als unser eins.

Auch ihren Aeltern ließ sie es merken, daß ihr das Betragen des Lehrers auffalle. Diese suchten sie aber auf andere Gedanken zu bringen. Meine Tochter, sprach der Va-

ter, ein vernünftiger Lehrer kann nicht darauf Rücksicht nehmen, ob diese oder jene Schülerinn arm oder reich sey, ihm kommt alles darauf an, daß sie fleißig und gut sey. Ist sie dieß, so muß sie ihm lieb und werth seyn, auch wenn sie noch so arm wäre; ist sie faul und ungesittet, so kann er sie nicht auszeichnen, auch wenn ihre Aeltern noch so reich seyn sollten. Herr Erhard verdient alle Hochachtung; er liebt und belohnt mit seinem Lobe nur die, die es verdienen; er ist ein gerechter Mann.

Einmahl hatte Philippine gegen ein Schulgesetz gehandelt. Sie besorgte indeß nicht, daß der Lehrer sie bestrafen werde. Das thut Herr Erhard gewiß nicht, dachte sie bey sich, er wird gewiß darauf Rücksicht nehmen, daß ich kein gemeines Mädchen bin.

Aber Philippine irrte sich abermahls. Herr Erhard kündigte ihr an, daß sie gegen

ein bestehendes Schulgesetz gehandelt habe, und sich daher der Strafe unterwerfen müsse, die darauf stände. Philippine wollte von keiner Strafe hören; sie disputirte, weinte und bath um Schonung, aber es half nichts; sie mußte die Strafe leiden.

Dieß brachte sie sehr auf. Weinend klagte sie ihren Unfall den Aeltern. Aber diese billigten Herrn Erhards Verfahren. Wer gegen ein Gesetz handelt, hieß es, muß sich auch die darauf stehende Strafe gefallen lassen; wer er auch immer seyn mag. Euer Lehrer ist ein gerechter Mann, denn er belohnt nur das Gute und bestraft das Böse, ohne Ansehen der Person.

Auch dieß wollte Philippinen nicht einleuchten. Ihre Begriffe von Gerechtigkeit waren noch immer unrichtig und verworren. Sie wußte an andern die Gerechtigkeit nicht zu schätzen, und übte selbst kei-

ne. Darüber hatten sich viele Menschen zu beklagen, die von ihr oft ungerecht beurtheilt und behandelt wurden.

Unter andern lernte sie in einer Gesellschaft einen jungen Mann kennen, der nicht geneigt schien, ihrer Schönheit zu huldigen, und sich gegen sie nicht aufs artigste benahm. Dadurch verdarb er es sehr bey ihr. Herr Ehrmann — so hieß jener junge Mann — ist ein alberner Mensch, sprach sie, und fing an, ihren Spott über ihn auszugießen. Wo sie nur Gelegenheit fand, sich über ihn lustig zu machen, ergriff sie dieselbe, und schonte seiner nicht im geringsten.

Ihre Aeltern bemerkten dieß, und tadelten sie. Er hat mich unartig behandelt, sprach Philippine, und es geschieht ihm von mir nicht unrecht.

Wohl geschieht ihm unrecht, versetzte der Vater. Du fühlst dich von ihm belei=

digt; deßhalb urtheilst du über ihn so böse; du verkennst das Gute, das er besitzt, du bist ungerecht gegen ihn. Gerecht wärest du dann, wenn du nicht nur seine Fehler aufsuchtest, sondern auch seine Vorzüge.

Das that Philippine nicht. Sie fuhr fort, Herrn Ehrmann lieblos zu beurtheilen, und vernahm es mit Vergnügen, daß er wisse, wie sie von ihm spreche.

Philippine hatte bereits achtzehn Jahre zurückgelegt. Man urtheilte sehr verschieden über sie. Es gab mehrere, die ihr Gerechtigkeit widerfahren ließen, und das Gute zu schätzen wußten, das sie besaß, viele aber sahen nur auf ihre Schwächen und Fehler, und tadelten fast alles, was sie sprach und that. Es kamen ihr oft harte Urtheile zu Ohren, die man sich über sie erlaubte. Darüber grämte sie sich immer, und klagte ihren Aeltern das Unrecht, das ihr widerfuhr.

Sieh, meine Tochter, sagte mehrmahls der Vater, wie gut es wäre, wenn in der ganzen Welt Gerechtigkeit herrschte. Du würdest dann milder beurtheilt werden. Lange hast du dieß nicht eingesehen, und wie oft ist es geschehen, daß du dir ungerechte Urtheile über andere erlaubtest! Jetzt, da dir Gleiches mit Gleichem vergolten wird, fühlst du, wie häßlich es sey, ungerecht zu seyn, und wie sehr darunter oft andere leiden.

Philippine fühlte dieß allerdings. Sie fing nun an, gerechter zu werden, und andere billiger zu beurtheilen. Keine Tugend rühmte sie jetzt so sehr als die Tugend der Gerechtigkeit.

Eines Abends erhielt Philippine einen Besuch von ihrer Freundinn Susette. Diese erzählte ihr, sie käme aus einer Gesellschaft, in der viel von Philippinen gesprochen wor-

den wäre. Arme Philippine, sagte sie, du kamst übel weg. Gern hätt' ich mich deiner angenommen, aber was konnte ich allein gegen so viele Stimmen! Man wollte nur Fehler an dir entdeckt haben, man tadelte deine Eitelkeit, deinen Stolz, deinen Eigendünkel, besonders deine Ungerechtigkeit, man lachte und spottete über dich, man wollte dir nichts Gutes zugestehen. Als man dich eben am stärksten tadelte, trat Ehrmann in das Zimmer.

Und der? — rief Philippine mit zitternder Stimme aus; der hat mich wohl am bittersten getadelt! O der wird ein böses Gericht über mich gehalten haben! Er weiß, wie ich ihn bisher beurtheilt habe, er wird nicht unterlassen haben — —

Liebe Philippine, versetzte Susette, du bist in einem Irrthume. Gerade Ehrmann nahm sich deiner an, als er hörte, wie un-

gerecht man dich behandle. Er sprach über dein Gutes mit einem Eifer, mit einem Feuer, daß die Gesellschaft zum Stillschweigen gebracht wurde, und kein tadelndes Wörtchen mehr über dich zu hören war. Das that Ehrmann.

Philippine war noch nie so sehr überrascht worden, als jetzt durch diese Nachricht. Sie erstaunte und fühlte es tief, wie großmüthig Ehrmann gegen sie gehandelt habe. So abgeneigt sie ihm bisher gewesen war, so lieb gewann sie ihn jetzt. Ihr Herz wurde mit Hochachtung gegen ihn erfüllt; denn Großmuth reißt zur Verehrung hin. Sie urtheilte nun ganz anders über ihn. Kam sie mit ihm irgendwo zusammen, so bewies sie gegen ihn eine Achtung und Auszeichnung, die allen, besonders ihm selbst, nicht selten auffiel. Es währte nicht lange, so entwickelte sich zwischen Ehrmann und Phi-

lippine eine vertraute Freundschaft. Nach einem halben Jahre waren sie miteinander verlobt, und ein Vierteljahr darauf feyerten sie ihre Hochzeit. Sie wurden glückliche Eheleute. Gerechtigkeit hat uns einander zugeführt, sagten sie oft, sie wollen wir lieben bis in den Tod. Sie sichert und beglückt die Welt.

4.

Haß.

Wie sehr der Haß das Herz entstellt, die bessern Gefühle unterdrücke, und auch ein weibliches Gemüth zu Lastern und Verbrechen hinreiße, lehret folgende Geschichte:

Anna war die Tochter eines angesehenen Ritters, der im zehnten Jahrhunderte lebte. Sie war die Freude und der Stolz ihrer Aeltern. Ritter Robert — so hieß ihr Vater — sparte kein Geld, keine Zeit und keine Mühe, um seine Anna, die er oft seinen Augapfel nannte, gut zu erziehen.

Die Tochter gedieh herrlich, und versprach für die Zukunft viel.

In der Nähe lebte der Ritter Kunz, ein leidenschaftlicher, wilder Mann. Auch er hatte eine Tochter. Barbara hieß sie. Auch sie war leidenschaftlich und sinnlich wie ihr Vater, und voll Stolz und Hochmuth wie er.

Ritter Kunz besuchte bisweilen die Burg seines Nachbars Robert, wo er aber, seiner Rohheit wegen, nicht wohl gelitten war. Kunz wünschte, daß Anna mit seiner Tochter Barbara freundschaftlichen Umgang pflegen möchte. Aber Robert befürchtete nicht ohne Grund, daß Anna dadurch an ihrer sittlichen Güte verlieren würde, und sah es nicht gern, wenn Barbara auf seiner Feste erschien. Anna selbst fand keinen Geschmack an ihr, und verachtete sie innerlich ihres bösen Herzens wegen.

Das merkte, das fühlte Barbara, und fing an, den Ritter Robert mit seiner Tochter zu hassen. Ihr Haß nahm fast mit jedem Tage zu. Kamen Anna und Barbara in irgend einer Gesellschaft zusammen, so wurde jene immer am meisten ausgezeichnet, und dadurch das glimmende Feuer des Hasses in der Brust der letztern zur lodernden Flamme angefacht.

Barbara glühte vor Haß gegen Anna. Voll feindseliger Gesinnungen besuchte sie eines Tages einen Einsiedler, der in dieser Gegend lebte. In ihren Gesprächen mit ihm, ließ sie deutlich genug ihren Haß gegen Anna hervorleuchten.

Ach, meine Tochter! sprach der ehrwürdige Eremit, dem weiße Locken den Scheitel bedeckten, ich sehe euch in einer Leidenschaft, die unchristlich ist. Eure feindseligen Gesinnungen entstellen euer Herz. Ihr seyd eine

Christinn. Liebe gegen alle Menschen, selbst gegen unsre Feinde, hat unser Herr gebothen. Werdet ruhiger, hasset Annen nicht. Ach, wenn solch' ein Haß einmahl im Herzen Platz findet, so wird er nur leicht zu einem Schwerte, das nur morden will, zu einem Feuer, das alles um sich verzehrt. Höret, meine Tochter, eine kurze Geschichte; sie hat sich in der Nähe zugetragen; höret sie, und bekämpfet euern Haß.

Nicht weit von hier lebte ein armer Mann. Er hatte eine einzige Tochter, die Ursula hieß, ein ehrgeitziges, reitzbares Mädchen. Schon in ihrer Jugend konnte sie die Tochter ihres Nachbars, Maria, nicht leiden. Beyde waren mannbar. Maria heurathete einen braven Mann. Darüber wollte Ursula vor Unwillen vergehen. Sie selbst hatte auf diesen Mann gerechnet. Maria, sprach sie, hat mir ihn abwendig gemacht,

ihr sey ewiger Haß geschworen. Einige Tage darauf steckte sie das Haus des Nachbars mit Feuer an. Es brannte ganz ab, und Maria — das gute, brave Weib — kam in den Flammen um ihr Leben. Ursula entging der Gerechtigkeit Gottes und der wohlverdienten Strafe nicht. Erst nach Jahren wurde sie als Mordbrennerinn entdeckt, und ein strenges Gericht über sie gehalten. Sie ward vorerst gebrandmarkt, und dann lebendig verbrannt. Meine Tochter! merket wohl darauf, dieß alles hatte der unchristliche, unselige Haß hervorgebracht.

Barbara wurde nachdenkend. Der Eremit gab ihr seinen Segen, und sie wandelte nach der Burg zurück, im Geiste beschäftigt mit der Erzählung des alten Vaters.

Vielleicht hätte diese Erzählung mildere Empfindungen in ihr geweckt, aber noch an diesem Tage fuhr sie mit ihrem Vater zu

einem Tourniere, das den Tag darauf gehalten wurde, und dem auch Anna mit ihrem Vater beywohnte. Viele edle, tapfre Ritter waren zugegen, und fochten ritterlich. Anna wurde von allen ausgezeichnet, und selbst der Ritter Max, von dem man allgemein glaubte, er würde Barbara ehelichen, benahm sich gegen Anna artiger als gegen diese.

Barbara glaubte sich verachtet und an ihrer Ehre geschändet. Es entbrannte von neuem der glühendste Haß gegen Anna. Max wurde von ihr auf eine beleidigende Weise behandelt. Nach einem halben Jahre both er Annen die Hand, und bekam sie zur Gattinn. Barbara wollte darüber rasend werden. Unter freyem Himmel schwor sie der guten Anna ewigen Haß und schreckliche Rache.

Anna lebte mit ihrem Manne glückliche Tage. Sie fanden schon auf Erden den

Himmel, denn Liebe und Tugend waren ihr Theil. Niemand mißgönnte ihnen ihr Glück, als Barbara. Ihr war es ein Dorn im Auge; es über kurz oder lang zu zerstören, ihr fester Vorsatz.

Nach zwey Jahren heurathete Barbara den Ritter Hans, einen heftigen, rachsüchtigen Mann. Es war ihr nicht schwer, ihn mit Haß gegen Anna und Ritter Max zu erfüllen. Jede Gelegenheit, bey der sie diesen Haß vermehren konnte, benutzte sie sorgfältig.

Barbara's und Anna's Aeltern waren todt. Ritter Hans suchte Gelegenheit, seinem Nachbar Max eine Fehde anzukündigen. Barbara reitzte ihn täglich dazu. Sie wollte, daß Anna unglücklich gemacht werde, und zwar durch sie. Mit schändlicher Schlauheit wurde Maxens Burg überfallen,

erobert, und die Besitzer derselben gefangen genommen.

Höllisch war Barbara's Freude darüber. Ihr Haß war einiger Maßen gestillt. Sie jubelte laut über Anna's Unglück, ließ sie vor sich bringen, und kränkte ihr Herz durch den bittersten Spott.

Anna bath, man möchte ihre zwey Kinder nicht von ihr reißen. In diesem Augenblicke befahl Barbara, die Kinder davon zu tragen, und sie einem Hirten zu übergeben, der sie aufziehen sollte. Anna jammerte um sie, und ließ nichts unversucht, ihre geliebten Kinder wieder zu erhalten. Vergebens! ihre Feindinn weidete sich an ihren Schmerzen, und machte sich über dieselben lustig.

So viel vermag der Haß! Er tödtet die sanften, mitleidigen Gefühle, und verwandelt den Menschen in ein grausames Thier.

Ritter Hans wollte die Gefangenen gelinde behandeln. Seine hartherzige, gefühllose Gattinn lehnte sich dagegen auf, und ließ ihm keine Ruhe bis er ihr versprach, beyde von einander zu trennen, und in den tiefsten Kerker der Burg zu werfen. Sie konnte ihre Freude nicht verbergen, als sie vernahm, daß ihr Wille erfüllt worden sey, und Ritter Max mit Anna in dem elendesten Gefängnisse der Feste schmachte. Sie selbst ertheilte nun den Befehl, wie man beyde behandeln sollte. Sie durften nicht viel mehr als Wasser und Brot erhalten, und jedes Mahl, wenn ihnen ihre karge Nahrung gereicht wurde, mußte ihnen zugerufen werden: Ritter Hans und seine Ehefrau befänden sich wohl, und lebten herrlich und in Freuden: sie ließen ein Gleiches auch dem Ritter Max und seiner schönen, theuern Ehefrau Anna wünschen.

Dieser bittre, unmenschliche Spott griff die Gefangenen mehr an als die schlechte Behandlung, die sie außerdem erfuhren.

Zwey Jahre lang dauerte Ritter Hansens scheinbares Glück. Die ganze Gegend haßte ihn und seine Frau. Besonders war man beyden, wegen ihrer Ungerechtigkeit gegen die zwey Gefangenen, von ganzem Herzen gram. Mehrere Ritter verbanden sich, diese Ungerechtigkeit zu rächen. Sie zogen gegen Hansens Burg. Seine eignen Leute empörten sich gegen den Hartherzigen, den der unmenschliche Haß seines Weibes zum Wütherich gemacht hatte. Seine Feste wurde gestürmt und glücklich erobert.

Ritter Hans und Barbara wurden sogleich fest genommen, die Kerker geöffnet, und Max und Anna im Triumphe hervorgeführt. Die Unglücklichen! Sie glichen dem Tode. Lange konnten sie das Tageslicht, das

sie nun zwey Jahre hindurch nicht gesehen hatten, nicht ertragen. Jedermann wurde durch ihren Anblick tief gerührt.

Hans und Barbara wurden herbeygeschleppt. Anna wandte ihr Angesicht von ihren Peinigern. Sehet da, ihr Nichtswürdigen! sprach einer von den anwesenden Rittern, sehet da die Opfer eures unmenschlichen Hasses und eurer thierischen Grausamkeit!

Barbara konnte auch jetzt ihren Haß nicht verbergen. Sie spottete auch jetzt noch Annens. Ein Haufen Volks, das sich hinzugedrängt hatte, rief in wildem Tone: Spaltet dem teuflischen Weibe den Kopf!

Fahre in die Hölle! rief einer aus dem Volke, und in diesem Augenblicke zersplitterte eine Lanze das Haupt der Spötterinn! — Ihr ist wohl geschehen! rief die Menge.

Ritter Hans tobte, riß einem Knappen das Schwert aus der Scheide, und hieb um sich. Vier Knappen sanken todt zur Erde nieder. Endlich streckte ihn selbst ein Hieb zu Boden.

Anna wandte ihr Gesicht von diesen Grausscenen, und Thränen des Mitleids rollten von ihren todtblassen Wangen. Die Getödteten ließ sie sämmtlich beerdigen.

Der ehrwürdige Eremit erbebte im Innersten, als er das Vorgefallene vernahm: Der Himmel, sprach er, ist gerecht! Ach, Menschen, bekämpfet eure Leidenschaften! Liebt euern Nächsten, so wie Jesus die Welt geliebt hat; hasset selbst eure Feinde nicht. Dem Himmel gehört die Liebe, der Haß der Hölle zu.

5.

Die Häuchlerinn.

Malchen! so sey doch einmahl ruhig! sprach Röschen zu ihrer Schwester. Seitdem der Vater ausgegangen ist, hast du nichts gethan, als alberne Späße getrieben, gelärmt und getobt. Und doch hat dich der Vater gebethen, ruhig zu seyn, und fleißig zu stricken.

Da seht mir nur die Sittenlehrerinn! rief Malchen. Zupfe dich selbst bey der Nase, Mamsel! Kehre nur erst vor deiner Thüre! Mir hast du nichts zu befehlen.

Ich will dir auch nichts befehlen, versetzte Röschen, ich bitte dich bloß, schon einmahl still zu seyn, und etwas zu arbeiten!

Tralirum larum! Löffelstyl!

Wer das nicht kann, der kann nicht viel.

So sang Malchen, und guckte zum Fenster hinaus. Schnell schlug sie das Fenster zu, setzte sich hastig an den Arbeitstisch, und fing an zu stricken. Ich will deinem Rathe folgen, liebe Schwester! sprach sie; ich will recht still und fleißig seyn.

Röschen wußte es sich nicht gleich zu erklären, warum Malchen sich auf Ein Mahl so verändert habe. Aber bald erfuhr sie die Ursache davon. Nach einigen Minuten trat der Vater ins Zimmer. Malchen hatte ihn aus dem Fenster kommen gesehen, und sich sogleich an den Arbeitstisch begeben.

Als der Vater seine beyden Töchter an der Arbeit erblickte, lobte er sie. Das ist

hübsch, sprach er, daß ihr ruhig und fleißig seyd.

Malchen machte ein sehr freundliches Gesicht. Lieber Vater, sagte sie, Mädchen müssen ja hübsch still, sittsam und thätig seyn!

Dem Vater gefielen diese Worte. Er streichelte Malchen im Gesichte, und sprach: Du bist ein gutes, liebes Kind! Wie freut es mich, daß du meine Ermahnung, still und fleißig zu seyn, so genau befolgt hast.

Wer sollte die Ermahnungen eines so guten, lieben Vaters nicht gerne befolgen! versetzte Malchen, und that so ehrbar, sittsam und bescheiden, als wäre sie das beste, frömmste Mädchen von der Welt.

Als der Vater sich entfernt hatte, sprach Röschen: Heute ist dir schon wieder ein unverdientes Lob zu Theil geworden. Du kannst dich treflich verstellen!

Du Närrchen, erwiderte Malchen lächelnd, beneidest du mich des Lobes wegen? Was hälfe es dem Vater, wenn er wüßte, daß ich während seiner Abwesenheit ein Bißchen wild und faul gewesen bin? Er würde darüber verdrießlich werden, schmälen, und ein ander Mahl, wenn er ausginge, meinetwegen unruhig und besorgt seyn. Damit wäre weder ihm, noch mir gedient.

Alles, was du eben gesprochen hast, ist eitel Gerede, versetzte Röschen. Es ist hier nicht davon die Rede, ob dieß ihm und dir dienen würde, sondern davon, ob es auch recht ist, daß du deinen Vater täuschest und dich besser stellest als du im Grunde bist.

Das schadet aber niemanden! entgegnete Malchen. Niemand wird dadurch unglücklich.

Dieß wollen wir jetzt nicht untersuchen, erwiderte Röschen. Ob dein Betragen dir und andern schade oder nicht schade, das

lassen wir dahingestellt seyn. Aber unrecht, tadelhaft ist es, das wirst du doch nicht läugnen. Oder hältst du es für eine Ehre, eine Häuchlerinn zu seyn?

Malchen wurde verdrießlich; sie fühlte es wohl, wie verächtlich sie sich dadurch mache, daß sie sich anders stelle als sie wirklich war. Laß mich jetzt in Ruhe, sprach sie, und verliere weiter kein Wort; ich habe jetzt nicht Lust, mir vorpredigen zu lassen.

Röschen, die niemanden gern zur Last fiel, schwieg still.

Malchen war in der That ein verächtliches Mädchen. Nie konnte man sich auf ihre Worte und auf ihr äußerliches Betragen mit Zuversicht verlassen. Gewöhnlich sprach und stellte sie sich anders, als sie im Herzen dachte und fühlte. Ihr äußerer Schein blendete viele, während ihre innere Gesinnung schlecht und tadelhaft war. Sie war,

mit Einem Worte, eine häßliche Häuch-lerinn.

Lange hatte sie ihre Aeltern getäuscht. Endlich aber fingen diese an, sie zu durch-schauen und ihrer Häucheley auf die Spur zu kommen. Ihr Vater merkte, daß die Tochter bisweilen den Schein von Sittsam-keit und Thätigkeit zu erkünsteln wisse, wäh-rend sie im Grunde muthwillig, ungezogen und faul wäre. Er beschloß, sich davon ganz zu überzeugen, und Malchens Häucheley zu entlarven und zu beschämen.

Eines Tages, da Malchen sehr lebha war, sprach der Vater zu ihr: Deine Mut-ter, meine Tochter, ist nicht zu Hause, und ich wünsche auch auszugehen. Ihr Mädchen bliebet auf diese Weise allein hier. Wenn ich nur wüßte, daß ihr still und fleißig wäret!

Darauf können Sie sich verlassen, lieber Vater! versetzte Malchen, es wird im Zimmer so still und ruhig bleiben, wie wenn Sie selbst hier wären. Was ein so gutes Väterchen will, geschieht gewiß.

Ey, seht mir nur die kleine Schmeichlerinn! erwiderte der Vater. Ich verlasse mich auf dein Wort, Malchen!

Das können Sie getrost thun; sprach Malchen, und sagte dem Vater eine Schmeichelev nach der andern. Der Vater that nur so als wenn er wegginge, schloß sich aber in ein kleines Zimmer ein, und horchte, was die Töchter vornehmen würden.

Nicht lange stand es an, so warf Malchen ihren Strickbeutel auf die Seite, sprang in ihren Kleiderschrank und hohlte ein neues Häubchen herbey.

Malchen! sagte Röschen, du hältst schön dein Wort! Kaum ist der Vater weg, so

wirfst du schon die Arbeit fort, und beschäftigst dich mit unnützen Dingen.

Ey, wer wird auch immerfort arbeiten! rief Malchen. Man muß sich auch erhohlen! Man kommt sonst nicht zu Athem vor lauter Arbeit! Der Vater weiß doch nicht, was geschieht! Sieh' nur einmahl her, wie hübsch das nette Häubchen läßt! Wie gefallen dir die Spitzen? Von weitem sehen sie wie Brabanter aus. Die Blumen sind recht niedlich! Laß doch einmahl auch deine Haube sehen! An deiner gefallen mir die Blumen fast noch besser!

Laß mich jetzt mit der Haube in Ruhe! versetzte Röschen; ich muß mit meinem Strumpfe heute noch fertig werden. —

Morgen ist auch ein Tag! rief Malchen; einen Tag früher oder später, das macht keinen Unterschied. Was meinst du, ob es nicht besser wäre, wir spielten etwas. Ich

will sogleich Lottchen, Therese, Minchen und Käthchen herbeyrufen, dann können wir ein ordentliches Spiel vornehmen.

Hast du schon vergessen, antwortete Röschen, was dem Vater versprochen worden ist?

Du bist nicht klug, rief Malchen, der Vater erfährt ja nichts davon.

Mit diesen Worten sprang Malchen davon, und rief mehrere Gespielinnen zusammen. Nun ging das Lärmen und Toben an. Die eine schlug dieses, die andere ein anderes Spiel vor. Die eine lachte über Wilhelms spitzes Kinn, die andere über Christophs großes Ohr, die dritte über Carls feine Stimme, die vierte über Adams Habichtsnase. Und wenn vier Mädchen lachen, so sollen, wie man bemerkt haben will, sich in einem Hause furchtsam alle Mäuse verkriechen. So ging es auch hier. Das Gelächter wurde immer größer, die ausge-

lassenen Mädchen tobten gewaltig, und es schien, als wenn in dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, ein Regiment Kosaken einquartirt worden wäre. Dem Vater, der dieß alles mit anhörte, wurde es endlich zu arg. Er verließ leise sein Zimmer, räusperte sich am Thore des Hauses, und machte seine Ankunft bemerkbar. So wie Malchen seine Tritte hörte, rief sie ihren Gespielinnen zu, sich schnell in die Küche zu retteriren, und sich leise davon zu schleichen, wenn der Vater in der Stube seyn würde. Sie selbst ergriff hastig den Strickbeutel, setzte sich an den Arbeitstisch, nahm eine fromme Miene an, und erwartete so den Vater.

Der Vater trat in das Zimmer. Er zwang sich, eine freundliche Miene anzunehmen. So fleißig, mein liebes Malchen? fragte er.

Arbeit macht mir Freude! versetzte die Häuchlerinn. Ueberdem haben Sie mir befohlen, fleißig zu stricken, und was der Vater befiehlt, thut ein dankbares Kind gerne.

Vater. Du hast wohl keine Gesellschaft gehabt?

Malchen. Ein Paar Mädchen waren hier, aber nur auf Einen Sprung.

Jetzt konnte sich der Vater nicht länger enthalten, die Häuchlerinn zu entlarven. Malchen, sprach er in ernsthaftem Tone, keine Menschen sind mir so in der Seele zuwider, als solche, die den Schein von Sittsamkeit und Frömmigkeit erkünsteln, im Herzen aber falsch, tückisch und boshaft sind, die äusserlich sich anders stellen, als sie innerlich denken und fühlen, die, mit Einem Worte, Häuchler sind. Solche Menschen sind im Grunde nichts; denn sie stehen mit sich selbst im Widerspruche; sie mißbrauchen das Ver-

trauen anderer, und gehören in die Classe schamloser Betrüger. Ihnen gebührt Schande und Verachtung.

Malchen verfärbte sich. Sie fand sich getroffen, und ahndete, was noch kommen werde.

Kinder! fuhr der Vater fort, wenn ihr euch auch durch nichts auszeichnen, wenn ihr auch manchen Fehler haben solltet, seyd nur keine Häuchler, stellet euch nur nicht frömmer und besser als ihr wirklich seyd, liebt vielmehr die Offenheit und Aufrichtigkeit, dann seyd ihr euern Aeltern lieb und werth; denn Aufrichtigkeit ist des Menschen Schmuck. Malchen! Malchen! du bist tief gesunken, du bist eine nichtswürdige Häuchlerinn geworden, die keine Achtung, keine Liebe verdient. Es blutet mir mein Herz, wenn ich daran denke.

Malchen fing an zu weinen.

Ach, deine Thränen, sprach der Vater, sind vielleicht Thränen der Häucheley. Mein Vertrauen zu dir ist dahin. Ich kann weder deinen Worten, noch deinen Thränen glauben.

Der Vater enthüllte nun Malchens Häucheley. Sie wußte nichts zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Beschämt blickte sie zu Boden. Der Vater befahl ihr, drey Tage lang ihm nicht unter die Augen zu kommen.

Malchen befand sich in einer traurigen, schrecklichen Lage. Denn nicht nur von ihren Aeltern, auch von ihren Freundinnen wurde sie als Häuchlerinn entlarvt. Auch gegen diese übte sie die heillose Kunst der Verstellung aus. War einer Freundinn ein Unfall begegnet: so bezeigte sie ihr die größte Theilnahme, hinter dem Rücken aber sagte sie, ihr sey schon recht geschehen; ins Ge-

sicht lobte sie gerne, ungesehen und unbemerkt aber tadelte sie fast immer das Gelobte. Eine Zeitlang gelang es ihr, andere auf diese Weise zu täuschen, bis ihre Häucheley endlich entdeckt, und mit sichtbarer Verachtung bestraft wurde. Von nun an zog sich eine Freundinn nach der andern von ihr zurück, und sie sah sich am Ende ganz ohne wahre Freundinnen.

In dieser Lage wäre es eine Wohlthat für sie gewesen, wenn sie sich mit einem guten Gewissen hätte trösten können. Aber ihr Herz selbst machte ihr Vorwürfe und sagte ihr, daß sie Schande und Verachtung verdiene.

Es währte lange bis die Aeltern wieder etwas freundlicher gegen sie wurden. Malchen nahm sich nun in acht, durch Häucheley andere zu täuschen. Als es ihr das erste Mahl gelang, einen begangenen Fehler

offen und aufrichtig zu gestehen, fühlte sie im Innern eine große Freude darüber. Es war ihr dabey wohler zu Muthe, als wenn sie sonst einen Fehler den Augen anderer entzog, und Sittsamkeit und Frömmigkeit erhäuchelte. Nach und nach war sie so glücklich, sich von dem Laster der Häucheley ganz zu befreyen.

6.

Die hochmüthige Valerie.

Valeriens Vater war ein reicher Kaufmann. Er hieß Waldmeyer. Der Mann hatte klein angefangen, aber das Glück war ihm sehr günstig. Er wurde nach und nach der wohlhabendste Mann der Stadt, in der er wohnte. Die zwey Häuser, die er besaß, gehörten unter die schönsten dieser Stadt; er fuhr mit vier herrlichen Apfelschimmeln, und gab oft prächtige Gastmähler. Als er sich noch in dürftigen Umständen befand, war er ein sehr lieber, bescheidner Mann,

den jedermann gern sah. Aber so wie er reicher wurde, verlor er eine gute Eigenschaft nach der andern. Er schämte sich seiner niedern Abkunft. Seine Aeltern durften ihn nicht besuchen. Er behandelte die, gegen die er sonst freundschaftlich that, so, als kenne er sie nicht. Seine ehemahlige Bescheidenheit ging ganz verloren, und ein unleidlicher Hochmuth trat an ihre Stelle. Er wollte nur mit angesehenen Männern umgehen, und verachtete selbst die, die einst seine Wohlthäter gewesen waren. Dieses alles entzog ihm fast aller Liebe; so gerne man ihn sonst hatte, so unleidlich fand man ihn jetzt. Geld hatte er zwar gewonnen, aber dafür die Achtung und Zuneigung seiner Mitbürger verloren.

Ihrem Vater glich die Tochter Valerie. Unstreitig war sie das aufgeblasenste Mädchen der Stadt. Weil ihr Vater reich

war, so glaubte sie, daß sie sich über andere stolz erheben müsse. Mädchen, die nicht so wohlhabend waren, würdigte sie kaum ihres Anblicks. Ging sie auf der Straße, so trat sie so stolz einher, als wäre sie Beherrscherinn der ganzen Welt. Sie geht auf Eyern, sagten einige Spötter, und machten sich über den albernen Stolz Valeriens lustig.

Von einer Tante wurde sie eines Sonntags zu einem Balle eingeladen. Es befanden sich viele Mädchen auf demselben. Aber für Valerien waren sie alle zu schlecht und zu gemein. Sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, sich auch nur mit einer in ein zutrauliches Gespräch einzulassen. Steif und albern stolz stand sie da, und wenn sie von jemanden zum Tanz aufgefordert wurde, folgte sie so ungern, so verdrießlich, daß man es ihr deutlich anmerkte, die Tänzer seyen ihr viel zu gering.

Dieses hochmüthige Benehmen Valeriens mißfiel der ganzen Ballgesellschaft. Man gab ihr dieß deutlich zu erkennen. Die Mädchen zogen sich zurück, und keine sprach mit ihr. Auch die Tänzer bekümmerten sich nicht weiter um sie, und Valerie stand nun einsam und verlassen in dem Saale. Darüber wurde sie unwillig, und verließ die Gesellschaft mit sichtbarem Mißmuthe.

Valerie wollte es erzwingen, daß man ihr alle äusserliche Ehrfurcht beweise. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Durch ihren Hochmuth beleidigte sie alles; man versagte ihr daher auch diejenigen Höflichkeitsbezeigungen, die man auch dem ärmsten erweist; man sah nicht auf sie; man grüßte sie nicht; man suchte an ihr nur Albernheiten und Fehler aufzufinden, entdeckte sie leicht, und spottete ihrer. Kurz, Valerie

machte sich durch ihren Hochmuth nur verhaßt und lächerlich.

Herr Waldmeyer wollte immer höher hinaus. Er schämte sich am Ende, ein Bürgerlicher zu seyn, und kaufte sich den Adel. Wer ihn deßhalb am meisten tadelte, waren die vernünftigen Adelichen. Das Adel-Diplom, sprachen diese, wird ihn nicht edler und nicht glücklicher machen.

War Herr Waldmeyer schon sonst stolz und hochmüthig gewesen, so war er dieß jetzt als Herr von Waldmeyer noch mehr. Mit Bürgerlichen wollte er fast gar keinen Umgang mehr haben; nur Adeliche kamen an seinen Tisch, nur ihre Gesellschaft war ihm willkommen. Die ganze Stadt lachte über den adelichen Thoren.

Valeriens Hochmuth erreichte jetzt den höchsten Grad. Als ein adeliches Fräulein verschmähte sie nun ganz den Umgang bür-

gerlicher Mädchen. Einmahl erhielt sie von einer Kousine eine Einladung zu einem kleinen Feste. Sie wollte sie nicht annehmen, und ließ der Kousine sagen, sie möchte ihr doch melden, ob auch adeliche Mädchen an dem Feste Antheil nehmen würden; wenn dieß nicht der Fall wäre, so könnte sie nicht dabey erscheinen, weil sie dann niemanden hätte, mit dem sie sich unterhalten könnte.

Die Kousine lachte über diesen unzeitigen, albernen Stolz und sagte: Meine liebe Kousine ist eine Närrinn geworden, und paßt nicht in die Gesellschaft verständiger Menschen. Sie ließ ihr sogleich melden: Fräulein Valerie würde freylich keine Unterhaltung finden, und daher möchte sie sich nicht bemühen, ihre Kousine zu besuchen.

Valeriens thörichtes Benehmen bey dieser Gelegenheit wurde in der ganzen Stadt

bekannt, und was natürlich war, herzlich belacht.

Herr von Waldmeyer machte als Adelicher großen Aufwand. Sein Hochmuth trieb ihn an, die glänzendsten Tafeln zu geben, die kostbarsten Weine auftragen zu lassen, um hohe Summen zu spielen. Die Vernünftigen, die dieß mit ansahen, oder davon hörten, schüttelten den Kopf, und prophezeyten einen übeln Ausgang.

Wirklich wurden Waldmeyers Vermögensumstände bald zerrüttet, und ihm selbst schien ein Bankerott unvermeidlich. Er suchte indeß seine mißliche Lage so gut als möglich zu verbergen. Gerade um diese Zeit warb ein reicher Baron, aus Eigennutz, um Valeriens Hand. Der Vater versprach sie ihm; die Tochter hatte nichts dagegen. Aber noch ehe die Hochzeit vor sich ging, spielte Herr von Waldmeyer Bankerott. Der Baron,

der bloß des Geldes wegen Valerien heurathen wollte, zog sich zurück, und machte die Heurath rückgängig.

Das war ein hartes Loos für Vater und Tochter. Die ganze Stadt und die umliegende Gegend sprach davon, und viele hunderte sagten: Den Stolzen ist recht geschehen; es war vorauszusehen, daß es mit ihnen so enden werde; denn wahr ists, was in der Bibel steht: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Herr von Waldmeyer wollte vor Schande vergehen. Valerie wünschte sich den Tod, der aber nicht erscheinen wollte. Waldmeyer zog sich, bedeckt mit Spott und Schande, in ein kleines Städtchen. Hier lebte er traurige Tage. Valerie mußte schlecht gekleidet gehen, und durch Nähen und Strikken ihren Unterhalt verdienen. So hochmüthig sie sich sonst benahm, so demüthig wur-

de sie jetzt. Da sie indeß keinen Bürgerlichen heurathen wollte: so hatte sie bereits ihr dreyßigstes Jahr erreicht, ohne daß sich ein adelicher Bräutigam für sie gefunden hätte. Am Ende wurde sie durch die größte Noth gezwungen, einen armen, aber fleißigen Birstenbinder zu heurathen.

7.

Jähzorn.

Schon als kleines Kind war Riekchen sehr heftig. Geschah nicht gleich, was sie wünschte, so drängte sich das Blut in ihr Gesichte, sie wurde rothbraun, und fiel in eine Art von Verzuckungen.

Als Riekchen älter war, besaß sie zwar manche schöne Kenntnisse, konnte fertig lesen, hübsch schreiben, rechnen, stricken und nähen, aber ihre Heftigkeit hatte nicht abgenommen. Bey jeder Kleinigkeit brauste sie auf, wurde roth im Gesichte, und sah et-

was abschreckend aus. Sie war, mit Einem Worte, jähzornig.

Man würde Riekchen unrecht thun, wenn man sie deßhalb sogleich für ein böses Mädchen hielte. Ihr Herz war im Grunde gut; es liebte aufrichtig die Menschen und die Tugend; sie war liebreich, gefällig, thätig und großmüthig. Schade nur, daß ihr Hang zum Jähzorne so groß war. Er entstellte das gute Mädchen sehr, und brachte es in einen unverdienten übeln Ruf.

Liebe Tochter, sprach eines Morgens die Mutter, du wirst heute nicht das weiße Kleid anziehen. Für diesen Tag ist das alte seidene gut genug. Riekchen, die das seidene Kleid nicht leiden mochte, weil es etwas altmodisch war, bath die Mutter, ihr zu erlauben, das weiße anzuziehen. Doch die Mutter, die es gern sah, daß ihre Kinder sich in ihren Willen ohne Widerrede fügten,

bestand darauf, daß Riekchen das seidne Kleid anziehe.

Darüber wurde Riekchen verdrießlich. Ihr kleiner Bruder Fritz wollte mit ihr scherzen. Da sie aber zu nichts weniger als dazu aufgelegt war, so wies sie ihn unfreundlich ab. Fritz wiederhohlte seinen Scherz. Riekchen glaubte, er wolle ihrer spotten, und fuhr ihn heftig an. Das Blut stieg ihr ins Gesichte; sie glühte vor Zorn, und stieß Fritzen so stark von sich, daß er zu Boden sank, an einen Stuhl fiel, und sich an der Stirne eine Beule schlug.

Der Vater war gerade hereingetreten, und hatte alles mit angesehen. Fritz that einen großen Schrey. Die Aeltern sprangen erschrocken zu ihm, und glaubten, daß er sich ein Loch in den Kopf geschlagen habe.

Riekchen wurde es angst und bange. Sie wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte.

Die Mutter überhäufte sie mit Vorwürfen, der Vater aber nahm sie bey der Hand, und führte sie in ein kleines Kämmerchen, wo er sie einsperrte.

Rieckchen fing an zu weinen und zu jammern. Vergebung, lieber Vater, Vergebung! rief sie in Einem fort.

Keine Vergebung! versetzte der Vater, ein wildes Thier legt man in Ketten, damit es nicht schade; einen jähzornigen Menschen muß man einsperren, denn gleicht er nicht oft einem wilden Thiere?

Zwey Stunden lang mußte Rieckchen in dem Kämmerchen sitzen. Sie fühlte, wie schlecht sie wieder in ihrer Hitze gehandelt habe, und bereute aufrichtig ihr Vergehen. Weinend kam sie, als sie wieder, auf Fritzens Fürbitte, freygelassen wurde, zu ihren Aeltern, bekannte ihren Fehler und bath mit herzlicher Reue um Verzeihung.

Der Vater faßte sie bey der Hand und zog sie zu sich. Riekchen, sprach er, du bist ein hübsches und auch ein gutes Mädchen. Ich habe dich herzlich gerne. Aber dein böser, böser Jähzorn! Ach, du glaubst es nicht, wie sehr er dein Gesicht entstellt! du siehst im Zorne so häßlich, so widerlich aus, daß ich dich nicht ansehen mag. Auch die größte Schönheit wird durch Zorn in Häßlichkeit verwandelt. Aber dieß ist nicht die einzige böse Folge desselben. Er schadet auch der Gesundheit ungemein. Im Zorne wallt das Blut zu heftig und zu unordentlich in den Adern; der Körper und die Lebenskraft werden sehr angegriffen, die Gesundheit untergraben, und das Leben verkürzt. Zornsüchtige Menschen leben selten lange. Und, was das schlimmste bey dem Zorne ist, er beraubt den Menschen seines Verstandes, und

macht, daß er oft thöricht und schlecht handelt, nicht überlegt, was er thut, und dadurch oft sich und andern schadet. Du bist ein lebendiger Beweis davon. Denke daran, wozu dich der Jähzorn vor zwey Stunden verleitet hat, und du wirst an der Wahrheit meiner Worte nicht zweifeln. Er verwandelt den Menschen bisweilen in ein reißendes Thier. Bekämpfe ihn, meine Tochter, bey Zeiten.

Riekchen weinte, und versprach den Aeltern, sich in Zukunft vor dem Jähzorne sorgfältig in Acht zu nehmen. Dann küßte sie ihren Bruder Fritz, und bath auch ihn um Verzeihung. Der gute Bruder hatte ihr längst verziehen.

Eine Zeitlang nahm Riekchen sich sehr in Acht. Aber einmahl vergaß sie sich doch von neuem. Die Mutter wollte einen ihrer sehnlichsten Wünsche nicht erfüllen. Riek-

chen gerieth darüber in einen schnellen Zorn, dachte nicht daran, wen sie vor sich hatte, und erlaubte sich gegen die Mutter ungezogene Reden. Der Vater, der in dem Nebenzimmer alles vernommen hatte, eilte herbey, und gab Rieken mit der Hand einen Schlag auf den Mund. So spricht man nicht zu einer Mutter! rief er mit gerechtem Unwillen; Bescheidenheit geziemt dem Kinde gegen seine Aeltern.

Als Riekchen wieder zur Besinnung gekommen war, fühlte sie, wie sehr sie sich in ihrem Jähzorne an ihrer Mutter vergangen habe, näherte sich ihr mit Thränen, und bath, ihr zu verzeihen.

Riekchen! Riekchen! sprach der Vater, du hast das Versprechen vergessen, das ich von dir erhalten habe, als du deinen Bruder an den Stuhl warfst. Dein heilloser Jähzorn! Er läßt dich nie bedenken, was

du thust, er verblendet dich sogar gegen deine Mutter, und läßt dich die heiligsten Pflichten eines Kindes vergessen. Was hat nicht alles deine gute Mutter für dich gethan, gelitten und ausgestanden! Nie, nie wirst du ihr dieses wieder vergelten! Ich weiß, dein gutes Herz fühlet dieß lebhaft. Aber der böse Jähzorn reißt dich so weit hin, daß du selbst gegen deine gute Mutter beleidigend wirst.

Auch jetzt versprach Riekchen, sich zu bessern. Sie that dieß wirklich, bekämpfte ihren Jähzorn, und war nun noch Ein Mahl so liebenswürdig, verständig und gut als ehemahls.

8.

Jugend.

An einem schönen Frühlingsmorgen wandelte Frau Richmond mit ihrer Tochter Amalie ins Freye. Der Himmel war rein; sein liebliches, klares Blau erheiterte die Seele; die Luft war mild; freundlich schien die Sonne; rings umher lächelten Berge und Auen in voller Anmuth.

Mutter und Tochter standen an einem Hügel. Amalie, die Liebenswürdigkeit selbst, war heiter und froh. Freundlich blickte sie um sich, es kamen ihr des Dichters Worte ein:

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt,
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.

Die Mutter faßte Amalien bey diesen Worten an der Hand, und sprach:

Allmächtiger! laß mich, der Wahrheit treu,
Mein Herz der Unschuld weihn!
O dann, dann wird mir die Natur stets neu
Und ewig reitzend seyn!

Mutter und Tochter bestiegen den Hügel. Eine herrliche Landschaft breitete sich vor ihnen aus. Wiesen, Aecker, Haine, Berge und Thäler wechselten mit einander auf das lieblichste ab, und ein breiter Strom, der majestätisch dahinfloß, verschönerte um vieles die Gegend. Sie setzten sich unter einen blühenden Kirschbaum, und sahen mit froher Seele in die schöne, heilige Natur.

Wie schön! wie herrlich! sagte Amalie leise, und schmiegte sich an die verehrte und geliebte Mutter. Wie alles um uns blüht und duftet, wie wohl dem Auge das frische Grün der Wiesen und Bäume thut, und wie emsig dort die Felder bestellt werden! O der Frühling ist eine herrliche Jahreszeit!

Er verkündigt uns Gottes Liebe und Güte! versetzte die fromme Mutter.

Amalie stimmte ein Frühlingslied an, und versicherte, da ihr Gesang zu Ende war, daß sie sich so wohl und heiter fühle, wie sich nur immer die Engel im Himmel fühlen könnten.

Die Mutter drückte sie an ihr Herz. Meine innigst geliebte Tochter, sprach sie, möchtest du dich doch immer so wohl und heiter fühlen! Die Tage, die du jetzt lebst, sind Tage der Blüthe. Die Jugend gleicht dem schönen, anmuthigen Frühlinge. Sieh',

alles ist jetzt in seiner lebendigsten Kraft, alles voll Anmuth und Freude, alles voll schöner Hoffnung. Und ist es in der Jugend anders? Ach, in den glücklichen Jahren derselben regen sich die menschlichen Kräfte am lebendigsten, lächelt das Leben am anmuthigsten, hofft man das Schönste und Beste. Der Frühling ist die beste Zeit der Aussaat. Was man jetzt säet, wird man im Sommer oder Herbste ernten. Die Jugend gleicht auch hierin dem Lenze.

O meine Tochter, daß dieß Gleichniß an dein gutes, empfindsames Herz spräche! Die Jugend ist die Zeit der Aussaat. Säen soll der Mensch in derselben für seine späteren Jahre, pflanzen für sein höheres Alter. Er soll Kenntnisse sammeln, damit er einst nützen, er soll sich Tugenden erwerben, damit er einst Achtung genießen und andere beglücken könne.

Meine geliebte Tochter! dieß sey ein Wort der Lehre für dich. Nütze deine Jugend. Säe und pflanze in derselben. Bilde deine Anlagen, deine Fähigkeiten und Kräfte sorgfältig aus, und laß keine Gelegenheit ungenützt vorbey, bey der du an Einsicht und Geschicklichkeit gewinnen kannst. Aber erwirb dir nicht bloß Kenntnisse, Fertigkeiten und Einsichten in der Jugend, schreite auch fort in jeder Tugend; halte Herz und Empfindung allezeit rein; liebe nur, was schön und edel ist, und bewahre jungfräuliche Anmuth und Sittsamkeit wie dein köstlichstes Kleinod. Dann wird der Sommer, der Herbst und Winter deines Daseyns für dich gesegnet seyn; dann gleicht dein Leben einem ewigen Lenze, und Gottes Liebe und die Liebe edler Menschen ist dein Theil. Ach, wohl dem Mädchen, das über seine Jugend

wacht, und in dem Lenze seines Lebens sorgfältig sein Herz bewahrt!

Die Worte der geliebten Mutter drangen in Amaliens Innerstes. An der Hand einer so edlen, frommen Mutter, sprach sie, werde ich sicher und froh die Tage meiner Jugend verleben. O leite mich, Mutter, leite mich stets auf dem Wege der Tugend und Frömmigkeit!

Ein vielsagender Händedruck versprach der Tochter die Erfüllung dieser Bitte. Amalien kam dieser Frühlingsmorgen nie aus dem Sinn. Ungetrübt verfloß ihre Jugend. Sie wurde ein Muster weiblicher Tugend.

9.

Keckheit.

Wilhelm, Carl, Adolph, Gustav und noch einige andere Knaben kamen in den Freystunden oft zusammen, und spielten dann gewöhnlich Soldaten. Jeder hatte einen Helm aus Pappe, Säbel und Flinte von Holz, und eine Patrontasche von Baumrinden. Auch fehlte es ihnen nicht an einer Trommel. Sie exercirten fast alle Tage, und bisweilen wagten sie es sogar, Treffen zu liefern, auf fremdes Gebieth einzubrechen und Eroberungen zu machen.

Wilhelm hatte zwey Schwestern, die eine hieß Fanny, die andere Cornelie. Jene war sanft und still, diese heftig, laut und dreist. Cornelie mochte es nicht leiden, daß die Knaben bisweilen ihre Beete im Garten umzingelten, und freudig ausriefen: sie wären Sieger, sie hätten abermahls ein Land erobert. Schwester, sagte Cornelie zu wiederhohlten Mahlen, das dürfen wir nicht dulden, daß das Bubenvolk uns so spottet und höhnt.

Fanny lächelte. Laß es gut seyn, versetzte sie; sie treiben doch nur Spaß, und wenn sie sich einmahl auch muthwillig geberden, dafür sind sie Knaben.

Ey was! rief Cornelie, die Mädchen sollten sich von den Knaben nicht alles gefallen lassen! Sind wir doch eben so gut Herren der Welt als sie. Da stehn wir aber so demüthig vor ihnen, und sagen kein Wort,

und rühren nicht eine Hand, um sie abzu-wehren. So sollt's nicht seyn! Fallen sie uns an, so sollten wir sie mit gewaffneter Hand wegtreiben; schlagen sie drein, so soll-ten wir auch drein schlagen.

Heldenmüthige Schwester! sprach Fanny lächelnd, in F. ist eine Preußische Werbung; gehe hin, und laß dich anwerben.

Kränke mich nicht durch deinen Spott, versetzte Cornelie, du fühlst es nicht, wie sehr Feigheit den Menschen entehrt.

Feigheit allerdings — die entehrt beson-ders die Männer. Auch dem Mädchen ge-ziemt eine Art von Muth. Es darf bey Un-fällen nicht sogleich zaghaft werden, es muß seine Kräfte sammeln, und muthig aushar-ren. Aber zu dreist, zu keck darf es nicht seyn, das schickt sich für ein Mädchen durch-aus nicht. Dieses soll sich durch Sanft-muth und Bescheidenheit auszeichnen.

Du moralisirst ordentlich! versetzte Cornelie. Aber laß du mich nur machen. Wilhelm und seine Cameraden sollen es schon empfinden, daß Mädchen auch Kraft und Muth haben.

Cornelie suchte mehrere dreiste Mädchen auf ihre Seite zu bekommen, und verabredete mit ihnen mancherley. Am nächsten Sonntage versammelten sich die Knaben, und marschierten in geschlossener Reihe im Garten auf und ab. Sie näherten sich Corneliens Beeten. Mit einem Mahle that sich das Gartenhaus auf, und acht Mädchen, mit Helmen und Schilden und hölzernen Spießen versehen, rückten mit großem Geschrey heraus.

Cornelie stand an der Spitze dieser weiblichen Armee. Sie geberdete sich ganz militärisch, commandirte gleich einem Husaren-Officier, und rückte mit ihrer Mannschaft gegen den Feind.

Die Knaben, welche sich dieses Ueberfalls nicht versahen, wichen in den ersten Augenblicken zurück; aber bald sammelten sie sich wieder, standen fest, und nun begann ein ernsthaftes Treffen. Cornelie drang mit ihren bewaffneten Gespielinnen in die Feinde; manche von diesen bekamen tüchtige Stöße, aber auch Cornelie erhielt einige Hiebe.

Dieß brachte Cornelien noch mehr auf. Mit blinder Wuth rannte sie auf Wilhelm, und stieß ihren Spieß beynahe in sein Gesicht. Die Knaben mußten sich zurückziehen. Bey dem Garten floß ein tiefer Bach, über welchen ein ganz schmaler Steig führte. Die Knaben flohen über denselben auf die andere Seite des Baches.

Mir nach! mir nach! rief Cornelie. Aber die andern Mädchen wollten ihr nicht folgen. Der Steig ist schmal und ohne Ge-

länder, hieß es, wir könnten leicht hinabstürzen!

Aber Cornelie achtete nicht darauf. Ihre Keckheit war so groß, daß sie den Knaben auch über den Steig folgen wollte. Unglücklicher Weise verlor sie das Gleichgewicht, und fiel ins Wasser. Wäre ihr nicht ein Mann, der sich in der Nähe befand, zu Hülfe geeilt, so würde sie wahrscheinlich um ihr Leben gekommen seyn.

Ganz durchnäßt und halb ohnmächtig wurde Cornelie nach Hause getragen. Ihre Aeltern erschracken, denn sie glaubten, ihre Tochter sey todt. Sie erhohlten sich wieder, als sie sich überzeugt sahen, Cornelie lebe noch. Mit allem Rechte mißbilligten sie das Benehmen derselben.

Als Cornelie wieder ganz wohl war, gab ihr der Vater scharfe Verweise. Es ist höchst unschicklich, sprach er, wenn Mäd-

chen knabenhaft seyn, und sich durch Keckheit auszeichnen wollen. Schon ein kecker Knabe gefällt nicht, vielweniger ein keckes Mädchen.

Aber so wie bey dieser Gelegenheit, so benahm sich Cornelie immer. Sprach sie mit jemanden, so sah sie ihm zu dreist ins Gesicht, und behauptete sie etwas, so that sie dieß mit großer Keckheit. Selbst wenn sie sich unter erwachsenen Personen befand, schränkte sie sich nicht ein, sondern ließ ihrer Rede freyen Lauf. Glaubte sie, daß jemand unrecht habe, so hielt sie ihm dieß mit Keckheit vor, auch wenn sie sich in großer Gesellschaft befand. Durch nichts konnte sie in Verlegenheit gebracht werden. Wenn alle andere Mädchen bescheiden still schwiegen, ließ sich Cornelie mit vieler Dreistigkeit hören, kurz, sie war das keckste Mädchen der Stadt.

Welche Folgen hatte dieß für Cornelien? — Nicht die angenehmsten. Allen Menschen war ihr dreistes, keckes Wesen zuwider. In der ganzen Stadt hieß man sie einen weiblichen Grenadier. Alle Aeltern sahen es ungern, wenn ihre Töchter mit ihr zusammen kamen, und von vielen wurde sie verspottet.

Ganz anders war man gegen Fanny, ihre Schwester, gesinnt. Das ist ein liebes, sanftes, bescheidnes Mädchen, sprach man. Die ist nie zu dreist, nie keck und knabenhaft; sie weiß durch weibliche Anmuth und Sittsamkeit die Herzen für sich zu gewinnen.

Cornelie bemerkte deutlich, daß ihr niemand wohlwolle, und manches harte Urtheil kam ihr zu Ohren. Sie setzte sich aber darüber hinweg, und sagte oft: Was kehre ich

mich an das Geschwätz der Leute; die machen mich nicht besser und nicht schlechter.

Ihre Aeltern suchten sie eines besseren zu belehren. Du mußt unter diesen Leuten leben, sprachen sie, daher muß dir auch daran gelegen seyn, ihre Liebe zu gewinnen. Dein knabenhaftes, keckes Wesen verunstaltet dich; bemühe dich daher, es abzulegen, sanfter, milder, bescheidner, weiblicher zu werden.

Diese gutgemeinten Ermahnungen fruchteten nicht viel. Cornelie sollte durch andere Mittel gebessert werden. Sie wurde krank. Schon zwey Monathe lag sie, ohne daß sie sich gesünder fühlte. Sie wurde immer schwächer, und es schien ihr, als werde sie in der Blüthe des Lebens dahinsterben. Dieß machte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Ihre Gefühle gewannen bey diesen Leiden, denn sie wurden zarter, inniger und edler.

Viele Menschen, die Cornelien in den gesunden Tagen abgeneigt waren, besuchten sie jetzt in ihrer Krankheit und nahmen herzlichen Antheil an ihren Leiden. Dieß rührte sie sehr; sie schloß sich jetzt immer stärker an die Menschen an, und fand in ihrer Liebe und Theilnahme den süßesten Trost, die größte Erheiterung.

Nach einem Vierteljahre genas Cornelie. Wie freute sie sich, als sie wieder in die freye Luft kam! Die Krankheit hatte auf sie treflich gewirkt. Ihr keckes, knabenhaftes Wesen hatte sich ganz verloren, sie war jetzt mild, theilnehmend, bescheiden und fast schüchtern.

Nun veränderte sich auch die Meinung, die man von Cornelien sonst hatte, und die Abneigung gegen sie verwandelte sich in Zuneigung und Liebe. Jetzt erst fühlte sie sich glücklich. Ach, sagte sie oft, wie ganz an-

ders erscheinen mir nun die Menschen und die Welt! Wie froher fühle ich mich in anderer Liebe! Dieß alles habe ich meinen Leiden zu verdanken! —

Oft gab Cornelie andern Mädchen die Lehre: nicht zu dreist und keck zu seyn, sondern sich durch ein sanftes weiblich bescheidnes Wesen auszuzeichnen.

10.

Das launische Mädchen.

Du bist ein allerliebstes Mädchen! sprach Marie zu ihrer neuen Freundinn Hilaria, mit der sie spielte. Machst mir heute ein so freundliches, fröhliches Gesicht, daß man dich lieb gewinnen muß.

Marie hatte nicht Unrecht. Hilaria war dießmahl sehr artig und verbindlich. Sie schäkerte, sang und küßte Marien, erwies ihr eine Gefälligkeit nach der andern, und verdiente dadurch allerdings den Nahmen eines allerliebsten Mädchens. Alles, was ihr

seit einiger Zeit begegnet war, mußte Marie auch wissen. Sie erzählte es ihr mit aller Offenheit, und schloß ihr Herz ganz vor ihr auf. Dieß Benehmen Hilariens mußte auf ihre Freundinn den besten Eindruck machen. Marie hielt sich bey ihr länger auf, als sie sich vorgenommen hatte, und verließ sie mit fröhlichem Gemüthe und dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, wozu sie von Hilarien dringend aufgefordert wurde.

Nach einigen Tagen kam Marie wieder zu Hilarien. Es war trübes Wetter. Sie hoffte, sich mit der Freundinn auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben, und eilte mit freudiger Seele derselben entgegen. Aber Hilarie sah aus wie das Wetter. Kein Leben, keine Heiterkeit in ihrem Gesichte. Langsam ging sie Marien entgegen, kalt empfing sie dieselbe.

Ist dir nicht wohl, liebe Hilarie? fragte Marie.

Diese Frage schien Hilarien sichtbar zu verdrießen. Sie antwortete kurz, und in einem empfindlichen Tone: Mir fehlt nichts!

Marie wollte sich in ein trauliches Gespräch einlassen; aber dahin war Hilarie nicht zu bringen. Sie saß stumm auf ihrem Stuhle, und sah ihre Freundinn nicht einmahl an. Marie wollte sie aufheitern, aber damit kam sie übel an; bey dem ersten unschuldigen Scherze wurde sie von ihr mit einer so großen, zurückstoßenden Heftigkeit angefahren, daß sie es nicht wieder wagte, mit ihr zu scherzen. Sie fing an, ihr Neuigkeiten zu erzählen, aber Hilarie that so, als höre sie nicht — sie sagte ihr manches Schmeichelhafte, aber sie wurde darüber verdrießlich.

Nachdem sich Marie eine halbe Stunde lang gequält hatte, Hilarien für sich zu gewinnen, nahm sie von ihr Abschied, wobey Hilarie sich sehr kalt benahm.

Dieß auffallend sonderbare Benehmen mißfiel Marien nicht wenig. Wie schnell hat sich das Mädchen verändert, dachte sie bey sich selbst; die ersten Mahle, daß ich sie besuchte, war sie die Freundlichkeit und Gefälligkeit selbst, jetzt war mit ihr nicht auszukommen. Habe ich doch in meinem Leben kein mürrischeres Gesicht, kein zurückstoßenderes Betragen gesehen! —

Marie dachte nach, ob sie vielleicht Hilarien auf irgend eine Weise beleidigt habe. Aber sie fand sich ganz unschuldig. Endlich kam sie auf die Vermuthung, man müsse ihre Freundinn gegen sie eingenommen haben; denn das war ihr nicht denkbar, daß

Hilarie ohne Ursache sich so unfreundlich gegen sie benommen haben sollte.

Den Tag darauf begegnete Marie auf einem Spaziergange Hilarien. Diese blieb stehen, und wünschte der Freundinn einen freundlichen guten Morgen. Ihr Benehmen war ungemein verbindlich. Sie sagte Marien viel Artiges, und suchte gleichsam den bösen Eindruck auszulöschen, den sie den Tag zuvor gemacht hatte.

Marien kam dieß ganz unerwartet. Sie konnte sich in Hilariens Veränderlichkeit durchaus nicht finden. Liebe Freundinn, sprach sie zu ihr, gestern muß dir nicht wohl gewesen seyn, du warst so unfreundlich, so kalt! Oder hättest du etwas gegen mich? War ich vielleicht selbst Schuld daran, daß du mir so unfreundlich begegnetest.

Diese Frage war Hilarien nicht recht. Sie nahm mit Einem Mahle ein ernsthaf-

teres Gesicht an; doch kam es nicht zu der gestrigen Decembermiene. Liebe Marie, sprach sie, etwas hastig, ich hatte nichts wider dich. Es war mir allerdings nicht ganz wohl zu Muthe; aber die Ursache davon kann ich dir nicht angeben. Sie ist mir selbst unbekannt. Ich kann nur das sagen, daß ich übel gestimmt war.

Hilarie wurde nun von Marien auf den künftigen Sonntag zu ihr eingeladen. Es werden, sagte sie, mehrere Mädchen kommen, dann wollen wir einmahl recht lustig seyn. Vergnügt und freundlich trennten sich die Freundinnen.

Ein sonderbares Geschöpf! sprach Marie zu sich selbst, den einen Tag heiter und lustig, den andern mürrisch und zurückstoßend, den dritten Tag wieder artig und verbindlich!

Hilarie kam nach Hause. Sie machte der Mutter ein freundliches Gesicht, und fragte sie, ob sie ihr gefällig seyn könne. Die Mutter trug ihr auf, an einem Häubchen für ihre jüngere Schwester fortzustrikken. Hilarie that dieß mit lebhaftem Vergnügen. Zu Mittage kamen auch Kartoffeln auf den Tisch. Hilarie aß sie sehr gerne. Sie verzehrte deren vier. Nach Tische ward sie auf Ein Mahl still und mißmuthig. Die Mutter ermunterte sie, an dem Häubchen fortzustricken; aber die Tochter zuckte verdrießlich mit den Schultern, brummte etwas vor sich her, und wollte das Häubchen nicht vornehmen.

Aergerliches Mädchen! sprach die Mutter, man kann auf dich nie bauen; die eine Stunde bist du freundlich, artig und gut, in der andern ist mit dir nicht auszukommen. Vormittags warst du ein allerlieb-

stes Mädchen, und übernahmst mit Freuden die Arbeit, jetzt magst du davon nichts wissen, und knauerst, schielest und murrst, als wenn dir weiß was für Böses widerfahren wäre. Und gewiß weißt du mir keine Ursache davon anzugeben. Du bist wie der Himmel im veränderlichen April. Bald lächelt er uns freundlich an, bald ist er mit schwarzen Wolken umzogen; in diesem Augenblicke erheitert uns der Schein der lieben Sonne, in dem nächstfolgenden ist sie schon eingehüllt.

Bey diesen Worten ließ sich eine arme Frau mit zwey Kindern melden. Die Mutter ging hinaus, und sprach mit ihr.

Ach, helfen Sie mir, gnädige Frau, sprach das Weib, helfen Sie mir! Ich war schon heute Vormittags hier. Ihre Mamsell Tochter hat mich gar freundlich behandelt und mich getröstet. Ich sollte Nachmittags

kommen, sagte sie, da wolle sie mir etwas mittheilen, und die Frau Mutter werde auch für mich und meine Kinder etwas thun. Gnädige Frau, Ihre Mamsell Tochter ist mir vorgekommen als ein Engel, so gar artig und fromm und gut war sie!

Die Mutter rief Hilarien herbey. Als die arme Frau sie erblickte, sprach sie: Das ist sie! das ist! Kinder, küßt ihr die Hand!

Die zwey Kleinen wollten Hilariens Hände küssen, aber sie zog sie unwillig zurück.

Der Mamsell ist gewiß nicht wohl, sagte die arme Frau, Vormittags sah sie ganz anders, viel lebhafter und vergnügter aus.

Diese Worte mißfielen Hilarien; denn sie fühlte wohl, daß sie sich ihrer Veränderlichkeit schämen müsse. Mürrisch ging sie in das Zimmer zurück, und wollte von den armen Leuten nichts weiter wissen. Die Mutter gab ihnen alte Kleidungsstücke und eini-

ges Geld, und kehrte dann zu ihrer Toch-
ter zurück.

Tochter! Tochter! sprach die Mutter, du kannst über dein Herz und dein Gefühl noch nicht im mindesten herrschen; daher deine große Veränderlichkeit, die dich an so manchem Guten hindert. Daß du wieder so mürrisch und ungefällig bist, wer und was ist Schuld daran? Du weißt keinen Grund anzugeben. Liegen dir etwa die Kartoffeln im Magen?

Hilarie antwortete kein Wort, sondern schmollte fort. Den darauf folgenden Sonntag kamen bey ihr verschiedene Mädchen zusammen, unter denen sich auch Marie befand. Hilarie war munter und vergnügt, aber das dauerte nur eine halbe Stunde; ihre Heiterkeit ging, man wußte selbst nicht warum, auf Ein Mahl verloren, sie fing an ernsthaft und am Ende mürrisch und zu-

rückstoßend zu werden. Nun war alles Vergnügen dahin. Mißmuthig ging ein Mädchen nach dem andern fort.

Marie erzählte ihrer Mutter, daß sie aus Hilarien nicht klug werden könne, sie sey das eine Mahl artig, freundlich und verbindlich, das andere Mahl — man wisse immer nicht warum — verdrießlich, gleichgültig, kalt, undienstfertig u. s. w.

Die Mutter lächelte. Hilarie, sprach sie, leidet an einer häßlichen, gefährlichen Krankheit, an der sehr viele Mädchen leiden — an der bösen Laune. Sie ist ein launisches Mädchen. Auf launische Menschen, die nichts Festes in ihrem Handeln haben, kann man nicht bauen, sie sind wie ein Rohr, das der Wind hin und her wehet; sie stören oft das gesellschaftliche Vergnügen, beleidigen andere, und machen, daß man sie

nirgends wohl leiden mag. Mit einem launischen Mädchen gehet niemand gerne um.

Das letztere erfuhr Hilarie. Alle ihre Freundinnen fielen am Ende von ihr ab. Kein Mädchen wollte mit diesem launischen Geschöpfe mehr umgehen. Dieß kränkte sie tief. In ihren ältern Jahren wollte sie ihr launisches Wesen ablegen. Aber zu spät; es gelang ihr nicht. Ihre Launen verdarben ihr alle Lebensfreuden und machten sie unglücklich.

11.

L a s t e r.

Wilhelmine hatte die lobenswürdige Gewohnheit, wenn sie etwas hörte oder las, das sie nicht verstand, ihre Aeltern zu bitten, ihr dasselbe zu erklären. Bis dieß nicht geschah, hatte sie keine Ruhe, und las nicht weiter. Auf diese Weise erhielt sie eine Menge richtiger Begriffe von verschiedenen Dingen, und sprach über dieselben mit Deutlichkeit und Bestimmtheit. Einmahl las Wilhelmine folgenden Vers:

Gib mir ein lasterfreyes Herz,
Vernunft und Mäßigung in Freude,
Im Unglück Trost, Geduld im Schmerz,
Und Muth, wann ich vom Leben scheide!

Sie kam zum Vater. Lieber Vater, sprach sie, ich finde hier das Wort lasterfrey; was hat das zu bedeuten?

Vater. Nichts weiter, als frey von Lastern.

Wilhelmine. Was versteht man denn aber eigentlich unter Laster?

Vater. Ich will dir einige Fragen vorlegen. Wenn du diese beantwortet hast, so wirst du wohl wissen, was der Ausdruck Laster bedeute? Was glaubst du wohl, meine Tochter, ist der Mensch nur darum da, um zu essen, zu trinken, zu schlafen und mancherley sinnliche Vergnügungen zu genießen?

Wilhelmine. Wie könnte ich dieß glauben? Wäre dann der Mensch wohl etwas besseres als ein Thier? Er ist da, um immer mehr zu lernen, mit dem, was er gelernt hat, andern zu nützen, und das zu thun, was recht und gut ist. Mit jedem Tage soll er besser werden.

Vater. Du hast vollkommen recht, meine Tochter! Wozu wird sich sein Herz also immer hinneigen müssen?

Wilhelmine. Wozu anders als zum Guten?

Vater. Wenn du dir einen Menschen denkst, dessen Bestreben dahin geht, immer besser zu werden, und der seine Gedanken und sein Herz beständig auf das richtet, was recht und gut ist, der das thut, was sein Verstand und sein Herz für gut halten, wie wirst du diesen Mann nennen?

Wilhelmine. Einen guten, braven, rechtschaffenen Mann.

Vater. Auch einen tugendhaften Mann kann man ihn nennen. Du wirst nun leicht einsehen, daß die Tugend in der Neigung und dem eifrigen Bestreben des Herzens besteht, allezeit das zu thun, was recht und gut ist. Sie ist des Menschen Bestimmung; besitzt er diese Neigung, dieses Bestreben, so besitzt er das beste und kostbarste auf Erden. Nun gibt es sehr viele einzelne gute Handlungen, die Tugenden genannt werden; am besten ist es, wenn der Mensch nicht nur einzelne Tugenden ausübt, sondern wenn alle seine Handlungen gut und recht sind.

Wilhelmine. Aber was bedeutet nun das Laster?

Vater. Das wirst du jetzt leicht verstehen. Unter Laster verstehet man das

Gegentheil von Tugend. Das Laster ist also nichts anderes, als die Neigung des Herzens zu dem, was nicht recht und gut ist; auch pflegt man einzelne schlechte Handlungen Laster zu nennen. So gibt es ein Laster der Unmäßigkeit, der Rachsucht, des Zorns, der Verläumdungssucht, der Häucheley u. s. w. Einen Menschen, dessen Herz sich zum Bösen neigt, oder der manche einzelne böse Handlungen gerne ausübt, pflegt man einen lasterhaften Menschen zu nennen. Kehrt er sich dabey an niemanden mehr, nicht an die Stimme seines Gewissens, nicht an den Tadel guter Menschen, selbst nicht an Gott, sondern handelt er ungescheut böse, dann wird er ruchlos genannt. Wenn du, meine Tochter, dir ein lasterfreyes Herz wünschest: so weißt du nun wohl, was dieß bedeute?

Wilhelmine. Ich wünsche mir dann ein Herz, das von aller Neigung zum Bösen frey sey.

Vater. O meine Tochter! bitte Gott täglich darum, daß er dir ein solches Herz schenke, und bestrebe dich aus allen Kräften, in deinem Gemüthe eine ewige Liebe fürs Gute zu unterhalten.

Wilhelmine. Wie sollte ich das nicht, lieber Vater! das Laster kann ja den Menschen unmöglich glücklich machen, und glücklich möcht' ich doch so gerne werden.

Vater. Du hast recht, meine Tochter, wahrhaft glücklich macht das Laster nie, es ist vielmehr unserm wahren Glücke sehr schädlich. Es raubt uns die Zufriedenheit, die Ruhe und Heiterkeit unsers Lebens, die Liebe guter Menschen, die frohe Zuversicht zu Gott, und in Rücksicht der Zukunft jede erfreuliche Hoffnung. Den Laster-

haften lächelt nichts auf Erden freundlich an; auch die reitzendste Natur läßt ihn ungerührt und gleichgültig, denn das Laster hüllet alles in Finsterniß, und sehr wahr sagt ein Deutscher Dichter:

Auch jede Blume wird versengt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt,
Schwarz, unter seinem Schritt.

Aber nicht nur schädlich ist das Laster; es ist auch schändlich. Wir müßten es hassen, wenn es uns auch keine Nachtheile brächte; wir müßten es selbst dann hassen, wenn wir daraus manchen Vortheil zögen. Das Laster bringt Schande! es ist schändlich! es entehrt den Menschen! So ruft uns laut unser Herz zu. Denke dir, meine Tochter! du hättest eine Neigung zum Bösen, und fändest bloß an schlechten, un-

gerechten Handlungen Gefallen, könntest du dich wohl noch achten? könntest du dich ehren? könntest du auf die Achtung und Liebe anderer Anspruch machen? — Nimmermehr. O darum sollte jeder das Laster noch mehr als die Pest fliehen. Es ist schädlich und schändlich.

Wilhelmine gelobte dem Vater, ihr Herz nur der Tugend zu weihn. Sie hielt Wort.

12.

Lebensart.

Eines Tages kam Wilhelmine zu ihrem Vater, und fragte ihn, was man unter dem Ausdrucke Lebensart verstehe? Meine Tochter, versetzte der Vater, wenn du auf die Art und Weise aufmerkst, auf welche sich die Menschen äußerlich benehmen, so wirst du finden, daß der eine sich so benimmt, daß man ihn liebgewinnen muß, der andere aber durch sein Benehmen andern anstößig wird. Du weißt, daß nicht alles schicklich ist, was manche Menschen thun. Wer sich in Gesell-

schaft so beträgt, wie es schicklich ist, von dem sagt man, daß er Lebensart habe, wer sich aber unschicklich benimmt, dem schreibt man Mangel an Lebensart zu. Ich werde dir dieß am besten durch einige Beyspiele erläutern.

Ich habe in meiner Jugend viele Mädchen gekannt, die keine Lebensart hatten. So erinnere ich mich an eine gewisse Thusnelda. Die war nie in größerer Angst, als wenn ihre Aeltern von Freunden besucht wurden. Sie sah ihnen fast nie ins Gesicht, floh ihre Gesellschaft, und wollte sich mit ihnen in kein Gespräch einlassen. Das Mädchen hat gar keine Lebensart, sprachen gewöhnlich diejenigen, die sie kennen lernten.

Ganz anders benahm sich Karolinchen, ihre Schwester. Sie empfing die Fremden mit Artigkeit und Freundlichkeit,

freute sich, ihre Bekanntschaft zu machen, erkundigte sich, wie es ihnen ginge, ob sie ihr Haus wohl verlassen hätten, ob sie glücklich gereist wären u. d. m. Sie fragte die Fremden, ob sie sie im Hause herumführen, sie in den Garten begleiten, oder ihnen andere Dienste erweisen solle. So lange diese in dem Hause der Aeltern blieben, beeiferte sich Karolinchen, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen, und ihnen ihren Aufenthalt in dem älterlichen Hause so angenehm zu machen als möglich. Das ist ein artiges, allerliebstes Mädchen! sagten alle Fremden; es hat Lebensart.

Fränzchen glich Thusnelden. Wenn sie in eine Gesellschaft kam, stürzte sie wild ins Zimmer, murmelte ihren guten Tag oder guten Abend so undeutlich her, daß man nichts verstehen konnte, machte ein Knickschen, das man kaum merkte, und sah dann

die Gesellschaft selten an, sondern eilte zu den andern Mädchen, und bekümmerte sich um die Erwachsenen nicht weiter. Das Mädchen benimmt sich tölpisch, hieß es oft, es hat gar keine Lebensart.

Hannchen machte es ganz anders. Bescheiden trat sie in das Zimmer, in dem sich die Gesellschaft befand. Vernehmlich wünschte sie derselben einen guten Tag oder Abend; machte eine schöne Verbeugung, und erkundigte sich bey jeder Anwesenden um ihr Wohlbefinden. Hannchen ist ein liebes Mädchen, sagte man, sie hat Lebensart.

Christine benahm sich bey Tische oft unschicklich. Sie machte sich selten die Serviette um, und beschmutzte dabey oft ihre Kleider. Kam etwas auf den Tisch, was sie gerne aß, so konnte sie es nicht erwarten, bis sie davon bekam, und bath wohl gar zuweilen ihre Mutter, sie möchte ihr

von dieser Speise noch mehr vorlegen, weil die Portion, die sie ihr gegeben habe, zu klein sey. Sie aß oft ohne Anstand, und schmatzte wie ein gewisses Thierchen. Kam ein Gericht auf den Tisch, das ihr nicht behagte, so gab sie durch Grimassen ihren Widerwillen dagegen zu erkennen. Auch wurde sie oft beym Essen sehr laut, und ließ nicht gerne ihre Geschwister zu Worte kommen. Selbst wenn Fremde mitspeisten, benahm sie sich nicht viel artiger, und daher hieß es auch von ihr, daß sie keine Lebensart habe

Sophie, Christinens Schwester, besaß viel mehr Artigkeit. Sie aß mit Anstand, und nahm sich sorgfältig in Acht, ihre Kleider bey Tische zu beschmutzen. Sie wartete bis man ihr etwas reichte, und war damit zufrieden. Nie unterbrach sie jemanden in seiner Rede, und sprach nur immer so viel, als nöthig und schicklich war. Spei-

sten Fremde bey ihren Aeltern, so benahm sie sich sehr bescheiden gegen sie, und suchte ihnen durch Artigkeit gefällig zu werden. Sophie galt daher für ein Mädchen, das Lebensart besitze, und für sich einzunehmen wisse.

Beyspiele dieser Art, fuhr der Vater fort, könnte ich dir in Menge erzählen. Doch wozu? Wenn du, meine Tochter, auf das äußerliche Benehmen der Menschen Acht gibst, so wirst du bald finden, daß dieser viel Lebensart besitze, jener wenig oder keine. Um eine gute, feine Lebensart ist es aber eine zu schöne Sache, als daß ich sie dir nicht recht dringend empfehlen sollte. Sie macht beliebt, und verschönert und erheitert das Leben. Sie ziert besonders ein Mädchen. Diesem ist sie unentbehrlich. Noch eher verzeiht man dem männlichen Geschlechte einen Verstoß gegen die gute Lebensart; von

dem weiblichen verlangt man sie mit größerer Strenge. Meine Wilhelmine wird sich das nicht umsonst gesagt seyn lassen. Sieh' immer auf das Betragen gebildeter Menschen, und ahme ihr feines und artiges Benehmen nach. Hast du Verstand und Herz wohl ausgebildet, so wird es dir nicht schwer, sondern sehr leicht fallen, äußerlich artig und einnehmend zu seyn, und dich durch eine feinere Lebensart auszuzeichnen.

Des Vaters Worte waren nicht vergebens gesprochen.

13.

Lüsternheit. Leckerhaftigkeit. Nasch-haftigkeit.

Juliane rieb sich die Hände, und machte ein freundliches Maygesicht.

Dir muß etwas sehr Angenehmes begegnet seyn, sprach Bruder Ludwig zu ihr.

Ja wenn du wüßtest, was ich weiß, versetzte die Schwester, du würdest dich gewiß auch recht sehr freuen.

Was weißt du denn? fragte Ludwig, ist es ein Geheimniß, das ich nicht erfahren darf?

Ich will es dir sagen, antwortete Juliane, und hüpfte vor Freude. Ich habe in der Speiskammer einen Teller voll Datteln und Feigen gesehen!

Ist das alles? sprach Ludwig.

Närrchen, rief die Schwester, freust du dich nicht auch darüber? du issest doch die Feigen und Datteln gern. Die kommen heute gewiß auf den Tisch. Das soll dir einen herrlichen Schmaus geben! So freue dich doch, Ludwig, freue dich doch! Wär' es doch schon Mittag!

Ludwig lächelte. Du bist ein lüsternes Mädchen und das größte Zuckermäulchen, das ich kenne, sprach der Bruder. Es gelüstet dich doch gleich nach allem, was deinen Gaumen kitzelt.

Ey, wie ernsthaft, Herr Bruder! rief Juliane. Thust du doch so, als wärst du die Enthaltsamkeit selbst, und ich weiß es

recht gut, daß der Monsieur frère Feigen und Datteln gerne ißt, und sich diese Früchte zu Mittage gar wohl schmecken lassen wird.

Du machst keinen Unterschied, liebe Schwester! versetzte Ludwig. Es ist etwas anderes, eine Sache gern essen, und etwas anderes, darnach lüstern seyn.

Die Geschwister schäkerten noch lange darüber. Juliane mußte am Ende zugeben, daß ihr nach vielen schmackhaften Sachen, besonders nach Süßigkeiten stark gelüste, und daß sie eine lüsterne Juliane sey. Der Bruder lud sie ein, mit ihr vor dem Essen einen kleinen Spaziergang zu machen. Sie nahm mit Vergnügen seine Einladung an, und beyde gingen nun spazieren.

Sie kamen bald bey einem kleinen Weinberge vorbey. Er war mit schönen Reben bepflanzt, und an den Weinstöcken hingen

schöne reife Trauben. Als Juliane sie erblickte, blieb sie stehen, lächelte freundlich darnach hin, und sagte zu ihrem Bruder: Ludwig, wenn diese Trauben uns gehörten! sieh' nur, wie prächtig sie sind!

Es gelüstet dich wohl darnach? fragte Ludwig lächelnd.

Ich kann es nicht läugnen! versetzte die Schwester.

Deine Offenherzigkeit gefällt mir, sprach Ludwig, aber deine Lüsternheit nicht.

Höre, Ludwig, sagte Juliane, hier dicht am Zaune hängt eine herrliche Muskateller; brich sie ab; es sieht uns niemand; der Schade ist nicht so groß.

Pfui! Juliane! pfui! versetzte Ludwig. Es ist schon nicht schön, daß du lüstern bist, daß du aber vollends naschhaft seyn und stehlen willst, das macht deinem Herzen Schande.

Aber so geht es mit der Lüsternheit; sie artet leicht in Naschhaftigkeit aus. Wir wollen auch das haben, wonach uns gelüstet, und suchen es bisweilen heimlich und auf unrechten Wegen zu erhalten. Da kommt mir immer jener Mann ein, den Bratwürste an den Galgen brachten. Ihm gelüstete beständig nach Bratwürsten, seine Lüsternheit ging in Naschhaftigkeit über, er wurde ein Dieb, und mußte als solcher am Galgen die Folgen der Lüsternheit büßen. —

Juliane fühlte sich durch Ludwigs Reden beschämt, kehrte dem Weinberge und den herrlichen Muskatellern schnell den Rücken, und ging weiter, ohne ein Wort zu sagen. Als beym Mittagsessen die Datteln und Feigen auf den Tisch kamen, heiterte sich ihr Gesicht wieder auf, sie fing an, vergnügt und guter Dinge zu werden, und blickte verstohlen in Einem fort nach den wohl-

schmeckenden Früchten hin. Ihre Lüsternheit spiegelte sich recht deutlich auf ihrem Gesichte ab.

So wie sich Juliane diesen Tag benahm, betrug sie sich immer. Der Vorwurf ihres Bruders, daß sie ein lüsternes Mädchen sey, war nicht ungegründet. Aus dem lüsternen Mädchen wurde auch bald ein lekkerhaftes. Juliane fand nur an ausgesuchten, wohlschmeckenden Gerichten Gefallen, und aß manche Speisen, die ihren Gaumen nicht kitzelten, entweder gar nicht, oder sehr ungerne. Süßigkeiten schmeckten ihr am besten, daher Datteln und Feigen und alle Arten von Zuckerwerk ihr am liebsten waren.

Einmahl bekam Ludwig mit Julianen von der Großmutter ein Geschenk in Gelde. Ludwig kaufte sich dafür Schreibmaterialien und einige Instrumente, die er bey seinen Arbeiten in Pappe und Holz nöthig hatte, und

hatte auf diese Weise für viele Jahre ein nützliches Andenken an seine Großmutter. Eines Tages wurde er von einer sehr armen Frau um ein Almosen angesprochen. Sie hatte drey kleine Kinder, denen der Hungertod aus den Augen sah. Als Ludwig das Elend dieser Unglücklichen erblickte, sprang er zu seinem Schranke, und hohlte für die Armen einige Groschen, die ihm von dem Geschenke der Großmutter übrig geblieben waren. Zugleich rief er auch Julianen herbey, um das Elend der Armen mit anzusehen.

Die Unglücklichen wurden durch Ludwigs Wohlthätigkeit zu Thränen gerührt. Die Kinder wollten ihm die Hände küssen, und die Mutter faltete ihre Hände gen Himmel, und bath Gott, er möchte Ludwigen segnen.

Julianens Herz war dabey sehr bewegt. Gib ihr doch auch einige Groschen, sprach der Bruder leise zu ihr.

Ich habe nichts mehr, antwortete Juliane. All' mein Geld ist ausgegeben.

Als die arme Frau mit den Kindern fortgegangen war, fragte Ludwig die Schwester, wie sie ihr Geld angewendet habe. Nicht ohne Beschämung gestand sie ihm, sie habe sich dafür allerley Back- und Zuckerwerk gekauft.

Was hast du nun davon? sprach Ludwig. Das Zuckerwerk ist aufgegessen, und du hast nichts Nützliches aufzuweisen, das dich an die Großmutter erinnern könnte. Auch hat dich deine Leckerhaftigkeit außer Stand gesetzt, die Noth der Armen zu lindern und ihr Herz zu erfreuen.

Das fühlte Juliane wohl, und wurde sogar auf ihre Leckerhaftigkeit ein klein Bißchen böse. Verstand und Herz sagten ihr, es sey von ihr nicht recht gethan, daß sie ihrem Gaumen so sehr schmeichle, und ihr

Geld für Dinge ausgebe, die einige Augenblicke lang einen angenehmen Kitzel verursachten, weiter aber auch zu nichts nützten.

Mehrmahls verdarb Juliane durch ihre Leckereyen den Magen; denn Süßigkeiten haben gewöhnlich auch den Nachtheil, daß sie die Säfte im menschlichen Körper verderben, den Magen belasten, Unlust und Trägheit hervorbringen, und die Gesundheit untergraben. Juliane erfuhr dieß mehr als Ein Mahl, ohne daß es viel gefruchtet hätte. In einem schönen Frühlinge jedoch wurde sie so sehr krank, daß sie mehrere Wochen im Bette liegen mußte. Alles freute sich des neuen Lebens in der Natur, der heitern, milden und anmuthigen Tage des Lenzes. Nur Juliane konnte diese Freuden nicht genießen; sie litt Schmerzen; mußte übelschmeckende Arzneyen einnehmen; durfte das Bett nicht verlassen, und konnte sich nicht einmahl durch

den Gedanken trösten, daß sie ihre Leiden nicht selbst verschuldet habe; denn ihre Lekkerhaftigkeit war abermahls die Ursache ihrer Krankheit.

Dießmahl wurde Juliane ihres Lebens ganz überdrüßig, und die Vorstellungen ihrer Aeltern: daß Lüsternheit und Leckerhaftigkeit Schuld an ihren Leiden wären, machten einen tiefen Eindruck auf sie. Werde ich wieder gesund, sprach sie, so will ich mich sorgfältig vor allen Leckereyen in Acht nehmen.

Juliane genas. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie wieder in die freye Luft gehen durfte. Sie weinte voll froher Rührung, als die Mutter sie zum ersten Mahle wieder in den Garten führte; sie fiel ihr um den Hals, und schluchzte: Mutter, ich will meine Gesundheit in Zukunft sorgfältiger schonen, ich will mich vor Leckereyen hüthen.

Mit gerührter Seele drückte die Mutter Julianen an ihr Herz. Bleibe deinem Vorsatze getreu, meine Tochter! sprach sie, dann wirst du dich wohler befinden, und deine Aeltern werden sich herzlich über dich freuen.

Bald darauf besuchte den Vater Julianens ein fremder Mann, Nahmens Stahlmann. Julianens Vater kannte ihn von Schulen aus. Stahlmann war der Sohn reicher Aeltern, von denen er ein großes Vermögen geerbt hatte. Jetzt war er arm und beynahe ein Bettler. Sein Schulfreund konnte sich das nicht erklären. Stahlmann erzählte ihm nun einiges aus seiner Lebensgeschichte.

Schon in meinen Kinderjahren, sprach er, war ich lüstern, leckerhaft und naschhaft. Alles, was meinem Gaumen wohl schmeckte, mußte ich haben. Meine Mutter liebte mich ohne Grenzen; daher konnte ich alles, was

ich wünschte, von ihr erlangen. Der Zuckerbäcker wurde von mir fast alle Tage besucht, und ich befand mich nicht wohl, wenn ich nicht durch Leckereyen meinen Gaumen befriedigt hatte. Ich trat in das männliche Alter, und meine Leckerhaftigkeit kannte noch immer keine Grenzen; sie kostete mir große Summen. Ich verheurathete mich, und hatte das Unglück, eine Frau zu bekommen, die noch leckerhafter war als ich. Sie liebte eine gutbesetzte Tafel. Das Ausgesuchteste und Köstlichste kam auf unsern Tisch. Oft wurde eine Ananas mit zwey, drey Ducaten bezahlt, und an Cap- und Cypern-Wein durfte es in unserm Keller nie fehlen. Wöchentlich gab es in unserm Hause drey, auch vier Mahl Gesellschaft, und so kamen wir in den Ruf, daß wir zu leben wüßten, und unsere Tafel war in der ganzen Gegend gerühmt. Doch was war die Folge davon? Unsre Ge-

sundheit litt darunter. Meine Frau bekam gichtrische Schmerzen in den Händen, die sich nach und nach in ein ordentliches Chiragra verwandelten. Bey mir stellten sich Fußschmerzen und am Ende das Zipperlein ein. Ich mußte oft Monathe lang das Zimmer hüthen, und leide auch jetzt jedes Frühjahr am Podagra. Von der andern Seite wurde mein Vermögen verschwendet, ich gerieth in Schulden, die Gläubiger nahmen mir alles weg, und ich mußte beynahe als Bettler Haus und Hof verlassen. Vor einem Jahre starb meine Frau in einem Krankenhause, voll Reue über ihre geführte verschwenderische Lebensart. Ich schleiche nun elend durch das Leben, und verwünsche meine Leckerhaftigkeit, die mich zum Bettler gemacht, und mir meine gesunden Glieder verkrüppelt hat.

Stahlmanns Erzählung machte auf alle, besonders auf Juliane, einen starken Eindruck. Ihr Vorsatz, ihre Lüsternheit und Leckerhaftigkeit zu besiegen, wurde jetzt noch lebendiger und fester. Sie übte sich in der Enthaltsamkeit, ließ oft schmackhafte Speisen und Früchte unberührt, und so gelang es ihr, die Herrschaft über ihre Lüsternheit und Leckerhaftigkeit zu erhalten. Ihre Gesundheit und ihr Herz gewannen dabey.

14.

Kindliche Liebe.

Herr Sonnberg war zwar kein reicher Mann, aber er lebte zufrieden und glücklich. Seine Frau hing mit Liebe an ihm, und suchte ihm das Leben zu erleichtern und zu versüßen. Auch hatte ihm der Himmel eine Tochter geschenkt, die Eugenie hieß, und ein stilles, gutes, liebenswürdiges Mädchen war.

Was fehlt uns, um glücklich zu seyn? sagte Herr Sonnberg bisweilen, wenn er mit seiner Frau alleine war. Wir haben

zwar keine Güter, aber wir besitzen einen Schatz, der über alle Schätze der Erde geht — ein liebes, gutes Kind. In diese Worte stimmte seine Gattinn immer mit ein, und beyde dankten Gott, daß er ihnen eine so brave Tochter geschenkt habe.

Mit der zärtlichsten Liebe hing Eugenie an ihren redlichen Aeltern. Ihre Wünsche waren ihr Befehle, sie that, was sie ihnen an den Augen abmerkte, mit Eifer suchte sie ihren Willen zu erfüllen, und nichts lag ihr mehr am Herzen, als ihnen irgend eine Freude zu machen, und ihre kindliche Liebe an den Tag zu legen.

Am ersten Junius feyerte Frau Sonnberg ihren Geburtstag. Eugenie wußte, daß ihre Mutter eine große Blumenfreundinn sey. Durch verschiedene kleine Arbeiten hatte sich die gute Tochter einige Groschen verdient. Ihre Absicht ging dahin, sich einiges Geld

zu sammeln, und dann einen hübschen Fächer zu kaufen. Sie freute sich auf denselben schon lange vorher; sie träumte sogar mehrmahls davon.

Wenn ich meiner lieben Mutter an ihrem Geburtstage nur eine rechte Freude machen könnte, dachte sie bey sich. Endlich fiel es ihr ein, ein Paar Blumenstöcke zu kaufen, und sie der Mutter darzubringen. Freylich mußte sie dann auf den Fächer Verzicht thun. Aber die kindliche Liebe trug den Sieg davon. Ich will lieber keinen Fächer, sprach Eugenie zu sich selbst, wenn ich nur der Mutter eine Freude machen kann.

Eugenie nahm ihre sauererworbenen Groschen, ging zu einer Blumenhändlerinn, und kaufte einen Stock Levkojen und einen Stock gefüllten Lack.

Als der erste Junius da war, fiel Eugenie der Mutter um den Hals, und fing an zu weinen.

Was fehlt dir, mein Kind? fragte Frau Sonnberg, was ist dir begegnet?

O es fehlet mir nichts, liebe Mutter! versetzte Eugenie, ich weine vor Freude, daß Sie leben und meine liebe gute Mutter sind. Gott erhalte Sie noch recht lange.

Jetzt brachte Eugenie die zwey schönen Blumenstöcke herbey, die ihr zur Seite standen, und übergab sie der gerührten Mutter mit den Worten: Es ist eine Kleinigkeit, was ich Ihnen, liebe Mutter, an Ihrem Geburtstage bringe, aber ich bringe sie Ihnen mit einem dankbaren Herzen dar.

Der guten Mutter flossen Thränen von den Wangen. Der Vater stand dabey. Auch seine Augen wurden feucht. Nimm meinen herzlichen Dank für deine kindliche Liebe, sprach die Mutter, und drückte Eugenien an ihr bewegtes Herz. Auch der Vater sagte

ihr einige freundliche Worte, und forderte sie auf, immer so dankbar und gut zu seyn.

Eugenie war allezeit ein Muster kindlicher Liebe. Meine Aeltern erweisen mir so viele Wohlthaten, dachte sie bey sich, sie nähren, sie kleiden, sie unterrichten mich; muß ich sie daher nicht über alles lieben? Muß ich nicht alles thun, wodurch ich ihnen Freude machen kann? Muß ich Gott nicht herzlich bitten, daß er mir meine guten Aeltern lange am Leben erhalte? Ach, was wäre ich ohne sie!

Liebe Tochter, sagte eines Tages die Mutter zu Eugenien, unsre Zukunft ist in Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht, was sich noch mit uns zutragen kann. Wer weiß, was die Vorsehung auch über dich verhängt hat! Vielleicht wartet deiner manche Widerwärtigkeit, manche Noth, manches Leiden! Deine Aeltern kennen nur ein Mittel, wo-

durch du dich einst gegen manches Ungemach schützen kannst. Es besteht darin, daß du dir frühzeitig solche Geschicklichkeiten erwirbst, durch die du dir, wenn einmahl Noth eintreten sollte, deinen Unterhalt zu verdienen im Stande bist. Es kommt nun auf dich an, dir solche Geschicklichkeiten eigen zu machen.

Das will ich gerne thun, liebe Mutter! versetzte Eugenie, ich will alles lernen, wovon Sie glauben, daß es nützlich und gut für mich sey.

Ich habe bereits mit einer Frau gesprochen, die im Sticken und Kopfputzmachen sehr geschickt ist, sagte die Mutter, die ist geneigt, dich darin zu unterweisen. Von mir hast du bis jetzt das Stricken gelernt, und im Nähen sollst du auch zu Hause geübt werden.

Eugenie war froh, daß jene Frau sie in manchen weiblichen Arbeiten unterrichten wolle. Sie besuchte sie von nun an alle Tage, und gab sich viele Mühe, ihre Anweisung zu benutzen. Nach einem Vierteljahre war sie schon so geschickt, daß ihre Lehrerinn manche Arbeiten ihr ganz allein überließ, und ihr dafür zahlte.

Eugeniens Vater wurde kränklich. Sein Verdienst wurde immer geringer, und am Ende konnte er nicht einmahl so viel erwerben als nöthig war, den Arzt und die Arzneyen zu bezahlen, die er einnehmen mußte. Seine Frau verdoppelte jetzt ihre Thätigkeit, erwarb aber kaum so viel, daß sie kümmerlich davon leben konnten.

Wie froh war Eugenie, daß sie durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen konnte. Sie brachte alles ihren Aeltern. Diese weigerten sich, etwas davon anzunehmen. Du

mußt für dich sorgen, liebe Tochter! sprach die Mutter, deine Freundinnen gehen alle besser gekleidet als du, sammle dir so viel Geld, daß du dir wenigstens Ein schönes Sonntagskleid anschaffen kannst.

Liebe Mutter, erwiderte Eugenie, ich kann mich mit den Kleidern, die ich habe, noch lange behelfen. Ich kann Sie nicht darben lassen. Nehmen Sie das Geld an, das ich verdiene. Lassen Sie mich dankbar seyn! Mein Herz erträgt es nicht, zu sehen, daß Sie darben.

Mit Thränen gaben die Aeltern der Bitte ihrer Tochter nach, und nahmen das Geld an. Für Eugenien war dieß eine große Freude. Sie konnte dem Himmel nicht genug dafür danken, daß er ihr Gelegenheit gab, ihre Liebe gegen Vater und Mutter auf eine solche Art an den Tag zu legen.

Der Vater wurde immer kränker, und der Arzt besorgte, daß er nicht wieder genesen werde. Eugenie nahm an seinen Leiden den innigsten Antheil. Sie saß den ganzen Tag hindurch an seinem Bette, und war auch des Nachts nur selten von demselben wegzubringen. Wachte sie bey ihm, so las sie ihm bisweilen ein Gebeth oder eine Betrachtung vor. Schlief er, so strickte sie.

Du wirst dich um deine Gesundheit und um deine Augen bringen, sagte sehr oft die Mutter. Arbeite nicht, sondern lege dich nieder.

Aber Eugenie bath, man möchte sie nur bey dem kranken Vater lassen. Sie sey ihm so vielen Dank schuldig, daß sie ihn in seiner Krankheit unmöglich verlassen könne. Auch arbeiten müsse sie jetzt fleißiger als sonst; denn die Krankheit des Vaters sey mit größeren Ausgaben verbunden.

Solch' eine Liebe bewies Eugenie gegen ihre Aeltern. Der Vater starb. Die gute Tochter wurde durch seinen Verlust im Innersten erschüttert. Sie vergoß bittre Thränen, und es währte lange, bis sie sich wieder etwas tröstete.

Frau Sonnberg befand sich in einer traurigen Lage. Ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen. Sie arbeitete mit größter Anstrengung, aber es kam nicht so viel ein, daß sie davon bequem hätte leben können. Eugenie war ihr einziger Trost. Die kindliche Liebe der treflichen Tochter rührte oft das Herz der Mutter. Eugenie verdoppelte ihren Fleiß. Sie strickte von dem frühesten Morgen bis in die späte Nacht, und alles, was sie für ihre Arbeiten einnahm, übergab sie der Mutter. Diese wurde durch diese kindliche Liebe oft zu Thränen bewegt. Du machst dir zu wenig Bewegung, meine Tochter!

sprach sie nicht selten zu Eugenien; du arbeitest zu viel. Geh' etwas spazieren, besuche deine Freundinnen, und mache dir einmahl einen frohen Tag. Aber davon wollte Eugenie nichts hören. Alle Einladungen zu Vergnügungen schlug sie aus. Sie dachte nur an die Lage der Mutter, und kannte keine höhere Pflicht, als fleißig zu arbeiten, um diese zu unterstützen.

Einmahl bekam Eugenie von einer Gräfinn den Antrag, zu ihr zu kommen, und die Aufsicht über ihre Garderobe zu führen. Die Vorschläge, die sie ihr that, waren sehr vortheilhaft, und der Gedanke, daß sie vielleicht im Stande seyn werde, die Mutter noch mehr als bisher zu unterstützen, hatte sie beynahe bestimmt, den Antrag der Gräfinn anzunehmen.

Als aber Eugenie daran dachte, daß ihre Mutter dann allein seyn, und daß, wenn

sie etwa krank werden sollte, ihr niemand beystehen würde, wurde sie anderes Sinnes. Nein, sagte sie zu sich selbst, ich verlasse meine Mutter nicht, und wenn ich dadurch noch so viele Vortheile erhalten könnte. Ich bleibe bey ihr, und will bey ihr lieber darben, als ohne sie glücklich seyn.

Gott ließ diese kindliche Liebe nicht unbelohnt. Ein rechtschaffener junger Mann lernte Eugeniens Tugenden kennen, und heurathete sie. Er war nicht ohne Vermögen, und nahm auch Eugeniens Mutter zu sich. Beyde lebten nun sorgenfreyer und bequemer als bisher.

Eugenie machte ihren Mann glücklich. Sie liebte ihn mit Innigkeit, und versüßte ihm sein Leben. Gegen ihre Mutter übte sie immerfort die Pflicht der kindlichen Liebe und Dankbarkeit. Als diese ihrem Tode nahe war, hob sie, in Eugeniens Gegenwart,

die Hände gen Himmel, und stammelte: Gott, segne meine Tochter, und vergilt ihr die kindliche Liebe, die sie gegen mich allezeit bewiesen hat. — Sie verschied bald darauf. Eugenie drückte ihr die Augen zu. Mit Thränen der Wehmuth und Dankbarkeit benetzte sie die Wangen der Entschlummerten. Ihr ward dafür die Liebe vieler Guten zu Theil.

15.

Die Lügnerinn.

Marthe war die Tochter eines Uhrmachers, eines rechtschaffenen Mannes. Die Mutter Ulrike zeichnete sich auch durch Thätigkeit und Redlichkeit aus. Außer Marthen hatten die Aeltern noch Eine Tochter Anna Maria. Diese war nicht so hübsch als Marthe, aber sie genoß mehr Liebe, Achtung und Vertrauen.

Marthe wurde durch eine Kindsfrau schon frühzeitig dazu gewöhnt, oft anders zu reden als sie dachte. Ging sie mit dieser Frau

irgend wohin, wohin beyde nicht gehen sollten, so sagte Marthe, wenn sie von ihrer Mutter gefragt wurde, daß sie anderswo gewesen wären.

Richtete Marthe irgend einen Schaden an, so that sie oft so, als wüßte sie davon nichts. Wurde sie gefragt, ob sie nicht angeben könnte, auf welche Weise der Schaden geschehen sey, so versicherte sie, sie wäre nicht dabey gewesen.

That sie ihrer Schwester Unrecht, und verklagte diese sie bey den Aeltern, so läugnete Marthe, was sie gethan hatte, und gab vor, ihre Schwester wolle sie verleumden.

Andern Mädchen sagte sie oft viel Schönes ins Gesicht, hinterm Rücken aber spottete sie ihrer, und tadelte an ihnen bald dieses bald jenes.

War sie irgend einem Menschen nicht gewogen, so redete sie viel Böses von ihm. Oft war alles, was sie von ihm erzählte, erdichtet, und zwar von ihr selbst erdichtet.

Solch' ein Mädchen, solch' eine häßliche Lügnerinn war Marthe.

Wie ganz anders war Anna Maria gesinnt! Sie war die Wahrhaftigkeit selbst. Nie redete sie anders als sie dachte. Wie könnte ich das! sagte sie bey verschiedenen Gelegenheiten. Ich müßte mich vor mir selbst schämen, ich müßte mich verachten, wenn mein Mund mit dem Herzen nicht übereinstimmte. Was wäre ich dann? Ich wäre nichts — denn niemand könnte sich auf mich verlassen.

Befahl ihr die Mutter, etwas zu thun oder zu unterlassen, so befolgte sie genau ihren Willen, und sie konnte dann, wenn sie

darüber gefragt wurde, mit Wahrheit sagen, daß sie das Befohlne gethan habe.

Beging sie einen Fehler, so läugnete sie ihn nie, auch wenn sie wußte, daß sie dafür gestraft werden würde. Ich will lieber Strafe leiden, sprach sie, als mich durch eine Unwahrheit derselben entziehen, lieber Schmerz empfinden, als eine Lügnerinn seyn.

Geschah es bisweilen, daß sie einen Schaden anrichtete, so verhehlte sie ihn nicht. Sie sah voraus, daß ihre Aeltern ihr Vorwürfe darüber machen würden, dessen ungeachtet gestand sie aufrichtig ihr Versehen, und wollte lieber harte Verweise ertragen, als gegen die Wahrheit handeln.

Ihre Freundinnen konnten sich auf sie ganz verlassen. Was nicht zu loben war, lobte sie nie. Wenn sie daher irgend jemanden etwas Freundliches und Schmeichelhaftes sagte, so war dieß keine Schmeicheley; sie

fühlte es innerlich. Selbst im Scherze sagte sie keine Unwahrheit.

Bisweilen geschah es, daß sie von andern Menschen beleidigt wurde. Dieß machte sie aber gegen ihre Beleidiger nicht ungerecht. Sie dichtete ihnen nie Fehler an, die sie nicht an sich hatten; sie gab vielmehr der Wahrheit die Ehre, und machte auf das Gute aufmerksam, das ihnen eigen war.

Ein solches Mädchen war **Anna Maria**. In allen ihren Reden und Handlungen war sie **wahrhaft**, und nichts war ihr verhaßter als die Lüge.

Wer fühlt sich nicht abgeneigt der lügenhaften Marthe, und mit Achtung und Zuneigung erfüllt gegen die redliche, wahrhafte Schwester derselben.

Marthe trieb ihr unredliches Wesen nicht lange, ohne entdeckt zu werden. Einmahl

verreisten ihre Aeltern. Sie gaben ihr ein Buch, und sagten, daß sie dasselbe während ihrer Abwesenheit in müßigen Stunden durchlesen sollte. Auch gaben sie ihr ein Pfund Flachs, um es zu spinnen.

Gehe nicht müßig, meine Tochter! sprach der Vater, denn der Mensch ist zur Thätigkeit geschaffen. Der Müßige geräth oft auf Thorheiten und Fehler, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Die Mutter verboth ihr, zu Halms Töchtern zu gehen; denn diese waren in der ganzen Stadt als ausgeartete Mädchen verrufen, mit denen niemand gern etwas zu thun hatte.

Marthe versprach, alles zu thun, was ihr die Aeltern geheißen hätten. Diese fuhren nun ab, und nahmen auch Anna Marien mit.

Marthe hatte eine große Freude, daß sie nun allein war. Die Ermahnungen der Aeltern vergaß sie bald. Sie sind nicht hier, dachte sie, und sehen nicht, was ich thue, kommen sie wieder, und fragen mich, ob dieß und jenes geschehen sey, so sage ich ja! und damit ists gethan. Ja wenn die Sittenlehrerinn Anna Maria hier geblieben wäre, dann hätte ich mich wohl in Acht nehmen müssen; denn die sagt alles grad heraus, was ihr am Herzen liegt, die ist zu dumm, als daß sie sich vorstellen könnte.

Das unredliche Mädchen fing nun an, recht ausgelassen zu werden. Die Kindsfrau stand ihr dabey treulich bey. Marthe gab ihr die Schlüssel von der Speiskammer, und ließ sie nach Lust schalten und walten. Die Kindsfrau kochte leckre Speisen, ging in den Keller, und hohlte sich von dem besten Weine, rief ihre Freundinnen zusammen, und tractirte sie.

Sie müssen aber nichts sagen, sprach sie zu Marthen. Dafür will ich auch alles verschweigen, was sie thun.

Schon gut! schon gut! versetzte Marthe. Da hat mir die Mutter ein Pfund Flachs zu spinnen gegeben. Ich habe keine Lust, mich an diese Arbeit zu machen.

Wissen Sie was, versetzte die Kindsfrau, geben Sie es der alten Liese zu spinnen. Die spinnt einen guten Faden. Der geben Sie dafür einige geräucherte Zungen, dafür thut sie es gewiß.

Dieser Vorschlag gefiel Marthen sehr. Die alte Liese bekam den Flachs zu spinnen.

Marthe sah das Buch vor sich, das ihr der Vater zum Lesen gelassen hatte. Sie blätterte darin herum. Du bleibst ungelesen, sprach sie, und legte die Schrift bey Seite.

Marthe ging den ganzen Tag müßig, trieb Possen, aß und trank und schlief. Von Halms Töchtern bekam sie Einladungen. Ob ihr gleich von der Mutter verbothen worden war, sie zu besuchen, so ging sie doch täglich hin, und machte sich mit ihnen lustig.

So ging dieß einige Tage hindurch. Die Aeltern kehrten zurück. Marthe that so, als wenn sie sich darüber sehr freue, ob sie gleich im Herzen wünschte, die Aeltern möchten noch recht lange ausgeblieben seyn. Die Mutter untersuchte nun, ob zu Hause alles geschehen sey, was sie befohlen hatte.

Die alte Liese hatte den Flachs recht fein gesponnen. Als sie das Garn brachte, hatte Marthe gerade die Schlüssel zum Keller verlegt, und konnte ihr die versprochenen geräucherten Zungen nicht geben. Die ganze Sache gerieth dann in Vergessenheit. Jetzt erst, als die Mutter das Gespinnst zu sehen

wünschte, kam es Marthen ein, daß Liese ihre Zungen noch nicht bekommen habe. Der Mutter gefiel das Garn sehr. Hast du alles gesponnen? fragte sie.

Marthe. Es hat mir niemand geholfen.

Mutter. Der Faden ist recht fein und gleich. So hast du mir noch niemahls gesponnen.

Marthe. Ich habe mir dießmahl rechte Mühe gegeben.

Bey diesen Worten wurde angeklopft. Es trat die alte Liese ins Zimmer. Marthe erblaßte. Sie winkte ihr zu, aber Liese verstand diese Winke nicht. Die Mutter fragte sie, was sie wolle. Ich komme um die geräucherten Zungen, die mir die Jungfer Marthe für das Spinnen eines Pfund Flachses versprochen hat, sprach Liese.

Die Mutter erstaunte. Es ging ihr mit Ein Mahl ein Licht auf. Marthe verstummte.

Endlich bekannte sie mit Thränen, daß die alte Liese den Flachs gesponnen habe. Diese wurde des Nachmittags bestellt, und empfahl sich.

Die gute Mutter war im Innersten erschüttert. Gott, sagte sie, was habe ich für ein Kind! Marthe, du hast schändlich an deiner Mutter gehandelt. Es war schon sehr gefehlt, daß du den Flachs nicht selbst spannest. Aber dieß hätte ich leicht übersehen. Daß du aber die Keckheit, die Unverschämtheit hast, mich zu belügen, das empört mein Herz, das schlägt mich nieder.

Jetzt trat der Vater ins Zimmer. Hast du wohl das Buch gelesen, fragte er Marthen, das ich dir zurückgelassen habe?

Ja, ich hab' es gelesen, stotterte Marthe.

Vater. Nur einiges, oder ganz?

Marthe. Ich hab' es ganz gelesen.

Der Vater nahm nun das Buch, und blätterte herum. Was seh ich? sprach er. Mädchen, du belügst mich! du hast das Buch nicht gelesen.

Marthe war aus der Fassung gebracht. Sie häufte Lügen auf Lügen. Noch Ein Mahl versicherte sie, das Buch sey von ihr ganz gelesen worden.

Abscheuliche Lügnerinn! rief der Vater. Sieh' her. Hier sind noch viele Blätter, die nicht aufgeschnitten sind. Sie zeugen gegen dich. Du hast das Buch nicht gelesen.

Marthe suchte sich durch mehrere lügenhafte Wendungen aus der Verlegenheit zu helfen, aber der Vater überführte sie, daß sie eine Lügnerinn sey, was sie endlich jammernd eingestand.

Unglückseliges Kind! sprach der erschütterte Vater. Wie tief bist du gesunken. Selbst deine Aeltern belügst du. Vergehen

sollteſt du vor Scham darüber. Wie viele Unwahrheiten haſt du mir jetzt nach einander geſagt! Warum geſtandeſt du mir nicht aufrichtig, daß du das Buch nicht geleſen habeſt? Sieh, aus Einer Lüge entſtehen gewöhnlich deren eine ganze Menge, ſo wie eine einzige Blatter am Körper hunderte und tauſende hervorbringen kann.

Die Mutter war voll Schmerz über ihre ungerathene Tochter. Gewiß, ſagte ſie, haſt du es während unſrer Abweſenheit recht bunt getrieben; am Ende biſt du wohl gar auch bey Halms Kindern geweſen, und haſt mit ihnen herumgetobt.

Ich war nicht bey ihnen! ſchluchzte Marthe. Doch dießmahl verfolgte ſie das Unglück ſehr. Als ſie dieſe Worte kaum ausgeſprochen hatte, trat ein Dienſtmädchen aus Halms Hauſe in die Stube. Ich komme, ſagte ſie, um das Perſpectiv zu hohlen,

das gestern Jungfer Marthe bey uns aus Versehen eingesteckt und mitgenommen hat.

Was hör' ich? rief die Mutter. Ist Marthe denn bey euch gewesen?

Das Dienstmädchen antwortete ganz unbefangen, daß Marthe drey Abende hintereinander bey Halms Töchtern zugebracht habe.

Die Bestürzung, der Schmerz, der Unwille der guten Aeltern erreichten den höchsten Grad. Marthe konnte nun nicht läugnen. Sie bekannte, daß sie auch bey Halms gewesen sey.

Kind! unverschämtes, unseliges Kind! sprach der gebeugte Vater. O wie marterst du deine Aeltern, wie zerreißt du ihr Herz! Kann ich mir doch nichts Häßlicheres und Schändlicheres denken, als daß ein Kind seine Aeltern so unverschämt belügt.

Marthe stand schluchzend da. Zu ihrer Vertheidigung konnte sie kein Wort vorbrin-

gen. Der Vater verließ unwillig das Zimmer. Die Mutter weinte und schwieg.

Bald kam der Vater zurück, ergriff Marthen bey der Hand, und sagte: Komm' mit mir. Bey uns kannst du nicht bleiben. Dein Anblick wäre für unser Herz niederschlagend. Allein sollst du seyn, geschieden von ehrlichen Menschen.

Marthe jammerte und weinte laut, fiel dem Vater zu Füßen und bath um Verzeihung. Aber der Vater zog sie in eine Kammer, und schloß sie in dieselbe ein. Marthe sank auf einen Stuhl, und lag in einer Art von Betäubung eine Stunde lang. Jetzt sah sie um sich, und erblickte an der Wand eine kleine Tafel von Pappe mit weißem Papiere überzogen. Auf dieser standen die Worte: G o t t i s t d e r V a t e r d e r W a h r h e i t. D e r V a t e r d e r L ü g e n i s t d e r T e u f e l.

Marthe erschrack, als sie diese Worte las. Ein starkes Gefühl der Scham und Furcht bemächtigte sich ihrer Seele. Sie kam sich selbst verächtlich vor; sie fühlte, wie schändlich sie als Lügnerinn gehandelt habe, und wie wenig Zutrauen man von nun an gegen sie beweisen werde. Drey Tage lang mußte sie in dieser Kammer ganz einsam zubringen. Sie waren für sie Tage der größten Qual, der bittersten Vorwürfe, der schmerzlichsten Unruhe. Aber sie trugen auch vieles zu ihrer Besserung bey.

Mit demuthsvollem, reuigen Herzen und niedergeschlagenen Blicken trat sie wieder in der Aeltern Zimmer, und flehte weinend um Vergebung. Man sicherte ihr diese unter der Bedingung der Besserung zu. Ihre Vorsätze waren gut und ernstlich: die Aeltern zeigten lange gegen sie ein großes Mißtrauen. Marthe fühlte darüber ungemeinen Schmerz,

mußte aber gestehen, daß sie dieses Mißtrauen verdiene. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um der Wahrheit immer treu zu bleiben. Mit vieler Freude nahm der Vater dieses bey ihr wahr, und schenkte ihr immer mehr Vertrauen. Die Kindsfrau, von der sie oft verführt worden war, wurde aus dem Hause gejagt, und Anna Marie war von nun an die Vertraute der Schwester.

Lieben Kinder, sagte der Vater oft, ihr macht jetzt beyde euern Aeltern Freude. Marthe hat sich gebessert, und ist ein wahrhaftes Mädchen geworden. Jetzt erst, meine gebesserte Tochter, hast du in deinen und andrer Menschen Augen wahren Werth; als eine Freundinn der Unwahrheit konntest du keine Ansprüche darauf machen. Vergesset es nie, meine geliebten Kinder, daß Unwahrheit und Lüge uns verächtlich machen. Ehret die Wahrheit unter allen Um-

ständen und zu jeder Zeit — sie verschafft Ruhe des Gewissens, Heiterkeit des Herzens, Vertrauen und Liebe; die Wahrheit macht selig.

Das fühlte Marthe. Seitdem sie die Wahrheit liebgewonnen hatte, war ihr ein neues, glücklicheres Leben aufgegangen. Sie liebte die Wahrheit bis in den Tod.

16.

Mäßigkeit.

Lina! Lina! du bist wieder schläfrig. Sieh', da ist dir die Stricknadel hinabgefallen, ohne daß du etwas davon merktest. Nimm' dich zusammen, und sey hübsch munter und flink im Arbeiten.

So sprach Frau Reißberg zu ihrer jungen Tochter Lina.

Ich weiß nicht, was mir fehlt! versetzte Lina; ich bin wieder zur Arbeit nicht aufgelegt, die Augen fallen mir zu, ich fühle keine Kraft in meinem Körper, und möch-

te lieber im Bette liegen und schlafen als stricken.

Die Ursache davon kann ich wohl errathen, sprach die Mutter. Du hast im Essen wieder nicht Maaß gehalten. Die Klöse schienen dir allzugut zu schmecken. Du hast deren mehr gegessen, als dein Magen vertragen kann. Daher bist du so matt. Unmäßigkeit macht uns gewöhnlich schläfrig und matt. Nimm deine Schwester Julie. Die ist jetzt munter, scherzt und singt; ihr fehlt nichts, und sie hilft jetzt in der Küche. Das kommt von ihrer Mäßigkeit. Sie aß zwey Klöse mit sichtbarem Appetite. Als ich ihr den dritten anboth, dankte sie und sprach: Eßlust hab' ich wohl noch, aber es könnte mir schaden, wenn ich noch mehr Klöse zu mir nähme. Als der Rostbraten kam, aß sie nichts davon. Allzuviel ist ungesund, sagte sie, und stand von

Tische auf. Aber was thatest du? Alle schöne Ding' sind drey, sagtest du, und ließest dir den dritten Klos geben. Dann hieß es: den vierten könntest du wohl auch noch bezwingen, und ließest es nicht bey den drey schönen Dingen bewenden. Auch den fünften Klos hättest du dir schmecken lassen, wenn ich ihn dir nicht versagt hätte. Von dem Rostbraten aßest du kein kleines Stückchen. Nun fühlst du dich aber auch matt und schläfrig. Sieh', was die Unmäßigkeit macht. Sie macht faul und zur Arbeit unaufgelegt. Mäßigkeit hingegen erhält uns frisch, munter, flink und zu Geschäften aufgelegt.

Lina schwieg, denn sie wußte kein Wort zu ihrer Entschuldigung zu sagen.

Wenige Tage darauf saß Lina nach Tische mißmuthig auf dem Diwan. Die Mutter redete sie an und fragte sie, was ihr

fehle. Lina that verdrießlich, und gab murrend eine Antwort, die niemand verstand.

Julie trat vor sie hin, und sang ein scherzhaftes Liedchen. Lina wurde dadurch so aufgebracht, daß sie ihre Schwester ein dummes Mädchen schalt, und, als diese darüber lachte, aufsprang und ihr einen Schlag geben wollte.

Die Mutter verhinderte das letztere, und gab ihr einen scharfen Verweis. Lina fing an zu weinen, und trieb ihr unartiges Wesen aufs höchste. Den ganzen Nachmittag dauerte ihre böse, häßliche Laune.

Als sie des Abends wieder etwas heiterer war, wurde sie von der Mutter zur Rede gesetzt. Du bist doch größtentheils artig und sanft, sprach diese zu ihr, heute warst du aber so mürrisch, unhöflich und heftig, daß mit dir nicht auszukommen war.

Liebe Mutter, antwortete Lina in bescheidnem Tone, ich kann es mir selbst nicht erklären, warum ich heute so übellaunig, so verdrießlich gewesen bin.

Ich aber kann es mir erklären, versetzte die Mutter. Du hast zu Mittage wieder zu viel gegessen. Unmäßigkeit macht den Menschen verdrießlich, übellaunisch, empfindlich und unartig. Julie war dagegen recht vergnügt, sie sang ein Liedchen nach dem andern, hätte aber dafür von Schwester Lina beynahe Schläge bekommen.

Auch jetzt schwieg Lina; denn auch jetzt wußte sie nichts zu ihrer Vertheidigung zu sagen.

An einem andern Tage kam Julie zu Line gesprungen. Höre, Schwesterchen, sprach sie, nach zwey Stunden geht eine Gelegenheit nach Wien. Die müssen wir benutzen, und unsrer lieben Karoline und Emilie schreiben. Wir sind ihnen schon lange Antwort

schuldig. So eine gute Gelegenheit nach Wien schickt sich nicht bald wieder. Ich setze mich gleich hin und schreibe.

Flink wie ein Colibri eilte Julie an den Schreibtisch, und schrieb einen langen Brief. Auch Lina setzte sich hin, aber zu einem Briefe konnte sie es nicht bringen. Sie dachte nach, sie marterte ihren Geist und ihre Feder, doch vergebens! Es kam kein Brief zu Stande.

Schon kam der Vater, um die Briefe der Kinder abzuhohlen, als Lina noch kaum eine Octav-Seite niedergeschrieben hatte. Es will durchaus nicht gehen, sprach sie zu dem Vater. Es wollen mir keine Gedanken kommen, so sehr ich auch nachdachte. Mein Kopf ist heute ganz wüste und leer.

Ich weiß auch warum, versetzte der Vater. Bisweilen wollen sich durchaus keine Gedanken entwickeln, der Geist ist so matt

und krank, daß er schlechterdings nicht in Thätigkeit zu bringen ist. Aber die Sache ist ganz natürlich.

Lina bath den Vater, ihr dieses zu erklären. Er nahm die Feder und schrieb auf das Blatt, das vor ihr lag, folgende Lateinische Worte: plenus venter non studet libenter. Hierauf nahm er Juliens Brief, und ging lächelnd fort.

Lina wurde neugierig. Sie nahm das Papier mit den Lateinischen Worten, lief zu ihrem älteren Bruder, und bath ihn, ihr das Lateinische zu verdeutschen. Der Bruder that dieß; die Worte, die hier stehen, sagte er, heißen auf deutsch: Ein voller Bauch studiert nicht gerne.

Lina sprang beschämt davon. Sie verstand den Vater, und mußte es sich gestehen, daß er recht habe. Wirklich hatte sie diesen Mittag wieder zu viel gegessen und ihren

Geist dadurch träge gemacht. Als Julie fragte, was der plenus venter zu bedeuten habe, wollte sie es ihr durchaus nicht sagen. Abends kam sie mit dem Bruder zusammen, und ihre erste Frage war, was es mit dem plenus venter für eine Bewandtniß habe. Sie lachte, als sie es erfuhr, und von nun an hieß Lina oft im Scherz der plenus venter.

Einmahl wurde Lina mit ihren Aeltern und Geschwistern zu einer Hochzeit eingeladen. Bey dieser gab es viel und vielerley zu essen und zu trinken. Lina hatte eine gutmüthige Nachbarinn, von der sie immerfort zum essen gemahnt wurde. Sie vergaß dabey ganz die Regel, die ihr der Vater oft gegeben hatte: nur so viel zu genießen, als ihre Verdauungskraft vertragen könne. Mehrmahls hatte sie gehört, daß man am besten thue, wenn man nur so viel äße,

daß noch ein wenig Eßlust übrig bliebe. Aber an solche Gesundheitslehren dachte Lina jetzt nicht. Die Speisen waren gut zugerichtet, fett, gewürzig und schmackhaft. Wie hätte Lina widerstehen können! Sie aß von jedem Gerichte, das auf den Tisch kam. Besonders ließ sie sich das Back- und Zuckerwerk wohl schmecken. Aber noch war die Mahlzeit nicht zu Ende, als ihr schon nicht wohl war. Sie mußte den Tisch verlassen. Ihr Gesicht wurde auf Ein Mahl leichenblaß. Sie erbrach sich heftig. In einem üblen Zustande wurde sie nach Hause getragen. An dem Tanze, auf den sie sich am meisten lange vorher gefreut hatte, konnte sie keinen Antheil nehmen.

Den Tag darauf befand sie sich zwar noch nicht gesund, allein sie konnte doch über die Vorfälle des gestrigen Tages nachdenken. Du hast meiner Ermahnung nicht gefolgt,

sprach die Mutter, du bist unmäßig gewesen, dein Uebel hast du dir selbst zuzuschreiben.

Das fühlte Lina gar wohl. Der Gedanke, daß die Hochzeitsgäste ihre Unmäßigkeit bemerkt hätten und sie tadeln würden, beunruhigte sie sehr. Auch geschah das letztere wirklich. Man sprach von dem unmäßigen Mädchen sehr nachtheilig. Sie erfuhr es, und betrübte sich nicht wenig.

Der Vater sagte in ernsthaftem Tone: Ich habe dir die Mäßigkeit oft genug empfohlen, aber meine Worte sind ohne Wirkung geblieben. Da hast du nun durch manche traurige Erfahrungen gesehen, daß der Mensch durch Unmäßigkeit sich selbst schade. Sie macht matt und schläfrig, träge zur Arbeit, unaufgelegt zum Nachdenken, oft krank und in den Augen aller Vernünftigen und Gu-

ten verächtlich. Gott hat uns den Körper nicht dazu gegeben, daß wir ihn durch Unmäßigkeit selbst zu Grunde richten. Wenn wir dieß thun, so handeln wir gegen unsre Pflicht und Bestimmung.

Lina war über eine Woche lang krank. Von nun an sahen ihre Aeltern mit mehr Strenge darauf, daß sie nicht zu viel aß. Sie war damit freylich oft unzufrieden, aber es gereichte zu ihrem Besten. Lina war seit dieser Zeit muntrer, thätiger, heitrer und gesünder.

17.

Menschlichkeit gegen Menschen und Thiere.

An einem heitern Sommerabend saß Herr Goldbach in seinem Garten unter einem fruchtreichen Obstbaume. Ihm zur Seite saßen seine Gattinn und seine Tochter Amanda. Die Luft war mild, eine heil'ge Stille schwebte über der Natur, der reine blaue Himmel erfüllte das Herz mit Ruh und Frieden. Wie schön ist die Natur! sprach Amanda, und schmiegte sich an ihre Aeltern. Sie sang mit der Mutter Stollbergs Lied: Sü-

ße, heilige Natur u. s. w. Bey dem letzten Verse wurde sie fast zu Thränen gerührt. Tief bewegt sang sie:

O wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Der Vater drückte der Tochter die Hand, und streichelte ihre Wangen. Mein Kind, sprach er, Gottes Erde ist schön, sie hat des Segens die Fülle; den Guten erfüllt sie mit Freude und Dank. O glichen ihr doch die Menschen!

Wie verstehst du das, lieber Vater? fragte Amanda.

Ich meine, versetzte Herr Goldbach, die Menschen sollten auch des Segens um sich so viel verbreiten als die Natur. Sie sollten rastlos thätig seyn für das Wohl ihres Näch-

sten, und Gutes wirken, so viel in ihren Kräften steht. Sie sollten besonders gegen einander sanft, freundlich, mild und gerecht gesinnt seyn. Ich kann mich auch kürzer ausdrücken: die Menschen sollten gegen Menschen und die andern lebendigen Wesen in der Welt menschlich gesinnt seyn.

Das sollten sie! sprach Amanda. Die Guten sind es auch.

Wenn es alle wären, sagte die Mutter, dann wäre die Welt ein Himmel.

Liebe Tochter, sprach der Vater, wenn du älter bist, wirst du manches hören und sehen, was dein Herz, wenn es gut und sanft geblieben ist, empören und betrüben wird. Manche Unmenschlichkeit gegen Menschen und Thiere wird dir aufstoßen. Bewahre nur du dein Herz davor.

Das wird, das soll gewiß geschehn, lieber Vater, erwiderte Amanda.

Herr Goldbach suchte nun durch Beyspiele zu erläutern, was er meinte. Ich kenne eine Frau, sprach er, die von hohem Adel ist. Sie legt darauf ein großes Gewicht, und glaubt, alle Menschen von niedrigerer Geburt wären nichts gegen sie. Mit Verachtung sieht sie auf Bürgerliche herab, und wenn sich ihr einer naht, so blickt sie ihn kaum an, und spricht zu ihm in harten Ausdrücken. Sieh', meine Tochter, diese übermüthige Edelfrau weiß nichts von Menschlichkeit.

Eine andere Frau ist frey von Adelstolz, denn sie ist eine Bürgerliche. Aber die Leute, die von ihr abhängen, werden von ihr verächtlich behandelt. Sie ist reich. Wer ärmer ist als sie, hat von ihr nicht viel Artigkeit zu erwarten. Viele beklagen sich über ihre Härte. Auch ihr fehlt es an edler Menschlichkeit.

Eine dritte Dame behandelt ihr Gesinde mit übertriebener Strenge. Sie legt den Dienstbothen mehr Arbeit auf, als ihre Kräfte ertragen können, gibt ihnen zu wenig und zu schlechte Nahrung, entzieht ihnen die nöthige Erhohlung durch den Schlaf, und fährt sie mit harten Worten an, wenn sie etwas versahen. Auch das ist nicht menschlich gedacht und gehandelt.

Eine gewisse Edelfrau hat Unterthanen. Sie sind arm und genießen wenig Freude auf Erden. Ihre Herrschaft sollte sie milde und gütig behandeln, um ihnen ihr sehr beschwerliches Leben etwas zu erleichtern. Aber so menschlich denkt sie nicht. Sie überhäuft sie mit drückenden Arbeiten. Oft kommen Bauern zu ihr, und flehen sie an, ihnen einige beschwerliche Arbeiten zu erlassen. Sie thut dieß nicht nur nicht, sondern behandelt auch die Bittenden mit vieler Härte. Mehrere

hat sie schon aus ihrem Schlosse hinauswerfen, und viele fast zu Tode prügeln lassen. Neulich kam ein Bauer zu ihr, der ihr klagte, daß seine Pferde in dem herrschaftlichen Dienste zu Grunde gehen müßten. Was? rief sie, du bist so weichherzig gegen dein Vieh? Was schadet es ihm, wenn es auch umfällt? Vieh bleibt Vieh. Doch deine Thiere sollen auf deine Fürsprache geschont werden. Jetzt gab sie Befehl, man möchte die Pferde des Bauers vom Pfluge spannen, den Bauer selbst aber dafür anspannen. Dieser Befehl wurde wirklich vollzogen. Einen halben Tag lang mußte der Bauer den Pflug ziehen, und es sich gefallen lassen, daß die herrschaftlichen Knechte ihn schlugen, wenn er ein wenig ausruhen wollte.

Das ist unmenschlich! das ist abscheulich! rief Amanda.

Gewiß sehr unmenschlich! versetzte der Vater. Und dieses harte, unmenschliche Wesen soll diese Edelfrau sich dadurch eigen gemacht haben, daß sie schon in ihrer zarten Jugend Gefallen daran fand, Thiere zu quälen. Sie riß gerne den Fliegen die Flügel oder die Füße ab, rupfte bisweilen den Singvögeln, die sie hatte, die Federn aus, verstümmelte die Maykäfer, schlug Katzen und Hunde, und war, mit Einem Worte, recht unmenschlich gegen die Thiere. Dadurch stumpfte sie ihre Gefühle ab, verhärtete ihr Herz, und wurde am Ende auch gegen Menschen hart, unmenschlich und grausam.

Amanda konnte nicht Worte genug finden, ihren Abscheu gegen diese unmenschliche Edelfrau auszudrücken.

Meine Tochter, sprach der Vater, bewahre dein Herz sorgfältig gegen alle Härte und Grausamkeit; erhalte es mild, gütig und

menschlich, dann wird niemand über dich zu klagen haben, und keine Thränen werden über deine Hartherzigkeit fließen. Aber sey menschlich nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere. Sie beleben Gottes Welt, sie verschönern und erheitern sie — schändlich ists, sie zu quälen und Vergnügen an ihrem Leiden zu empfinden. Dieß zeigt immer von einem verwahrloseten, verdorbenen Herzen. Das Thier empfindet den Schmerz eben so gut, als der Mensch, und wer, der wirklich gut und edel denkt, wird gerne Schmerz verursachen.

Der Vater sprach über diesen Gegenstand noch mancherley. In einem nahen Gebüsche ließ sich eine Nachtigall hören. Ihr sanfter, melancholischer Gesang drang in Amanda's Herz. Sie fühlte sich in eine süße wehmüthige Stimmung versetzt, und rühmte die Sängerinn.

Schön ist ihr Lied! sprach der Vater; ein gefühlvolles Gemüth kann es nicht ohne hohe Freude hören. So können auch Thiere unser Herz erheben, und zu heiligen Empfindungen stimmen. Unmenschlich wäre es, sie nicht zu schonen.

Die Nacht war angekommen. Sterne bedeckten das Firmament und hinter einem nahen Berge ging majestätisch der Mond auf. Amanda schmiegte sich an die Mutter. Herrlich ist auch in der Nacht des himmlischen Vaters Schöpfung! sagte sie. Aeltern und Tochter sangen des ehrlichen Claudius Lied:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar,

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Lebens Jammer
Verschlafen und vergessen sollt u. s. w.

Aeltern und Tochter begaben sich nun in das Zimmer. Amande'n kam dieser Abend nicht aus dem Sinn, und nie vergaß sie ihres Vaters Lehren, die er ihr an diesem Abend gegeben hatte.

18.

Die mitleidige Amanda.

Liebe Mutter! liebe Mutter! rief Amanda eines Tages, als sie in das Zimmer ihrer Mutter trat.

Die Mutter erschrack. Was ist dir begegnet, mein Kind? fragte sie ängstlich.

Nichts! nichts! liebe Mutter! versetzte Amanda. Aber einen traurigen Anblick habe ich gehabt. Ein Haufen armer Leute hat sich neben unserm Garten gelagert. Sie sehen recht verhungert aus. Eine Frau, die sich unter ihnen befindet, hat ganz zerrißne

Kleider. Ein Kind lag in ihren Armen, ein anderes um ihren Hals. Die armen, armen Kinder! sie scheinen schon lange nichts gegessen zu haben.

Und woher sind diese Leute? fragte die Mutter. Hast du mit ihnen gesprochen?

Das nicht, liebe Mutter; ich bin bey ihnen bloß vorbeygegangen. Mein Herz ist von ihrem Elende tief gerührt. Die armen, armen Leute!

Es ist gut, meine Tochter, daß du gegen sie Mitleid fühlst, sagte die Mutter. Arme, Leidende und Unglückliche verdienen, daß unser Herz gegen sie mitleidig ist. —

Aber Amanda ließ es bey ihren mitleidigen Gefühlen nicht bewenden. Sie wollte die Armen nicht nur bedauern und bemitleiden, sondern ihnen auch helfen. Liebe Mutter, sprach sie, wenn du kannst, so gib mir einiges Geld, daß ich den Unglücklichen bey=

stehe, das, was ich in der Sparbüchse habe, gebe ich dazu gerne her.

Es freut mich, meine Tochter! versetzte die Mutter, daß dein Mitleiden von dieser Art ist, daß es sich nicht nur durch Worte, sondern auch durch die That äußert. Ich will selbst mit dir zu den Armen gehen, und nachsehen, ob sie unsers Beystandes bedürfen.

Amanda ging nun mit der Mutter zu den Unglücklichen. Diese ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Sie erfuhr von ihnen, daß sie aus einer Gegend kämen, wo die Theurung aufs höchste gestiegen wäre. Das Dorf, in welchem sie gewohnt hätten, erzählten sie, sey abgebrannt, und sie hätten sich daher fortziehen müssen.

Solchen Armen muß man helfen! sprach die Mutter, und theilte einiges Geld aus. Amanda gab der Frau mit den zwey Kin-

dern am meisten. Rührend war der Dank, den sie von den Unglücklichen erhielten.

Eines Tages speiste Amanda bey einem Freunde ihres Vaters. Es hatte derselbe viele Kinder, unter welchen Peter ein sehr eigensinniger und ausgelaßner Knabe war. Er führte sich auch dießmahl unartig auf, und seine Aeltern sahen sich genöthigt, ihn an einem besondern Tischchen speisen zu lassen.

Amanda bemitleidete den bestraften Peter sehr; selbst als sie nach Hause kam, äußerte sie gegen ihren Vater, daß der arme Knabe ihr wehe gethan habe, und daß ihm zu viel geschehen sey.

So denke ich nicht, sprach der Vater. Es gefällt mir sehr wohl an dir, meine Tochter! daß du mitleidig bist, und an den Unfällen anderer innigen Antheil nimmst. Aber das Mitleiden hat seine Grenzen. Wenn es sich bey einer Strenge äußert, die noth-

wendig ist, wenn wir auch solche Menschen bemitleiden, die nur durch Schärfe gebessert werden können, dann ist unser Mitleiden nicht von der rechten Art, es ist ein unzeitiges Mitleiden. Du darfst den muthwilligen Peter nicht bedauern, denn es ist ihm schon recht geschehen, daß er bestraft worden ist. Er würde nicht gebessert werden, sondern sich verschlimmern, wenn man ihm, aus unzeitigem Mitleiden, immer seinen Willen ließe. Vor so einem Mitleiden warne ich dich.

Bald darauf kam eine Freundinn Amandens, Emilie, zu ihr. Sie weinte und rang die Hände.

Was ist dir, liebe Emilie? fragte Amanda.

Ach, sprach Emilie, jetzt haben sie eben einen Dieb eingeführt. Er hat bey Wernards eine Menge Silbergeschirr gestohlen. Du hättest ihn sehen sollen, Amanda! Sei-

ne Hände waren auf den Rücken gebunden. Schrecken und Angst lag auf seinem Gesichte. Er sah leichenblaß aus. Gott! was wird mit dem armen Schelm geschehen! Viele Leute sagen, er werde gehenkt oder geköpft werden.

Amanda kam bey dieser Erzählung aus ihrer guten Stimmung. Ihr weiches Herz fühlte inniges Mitleiden mit dem Verbrecher. Auch sie fing an zu weinen.

Ey die unzeitigen Thränen! sprach der Vater; verspart sie lieber auf eine bessere Gelegenheit. Euer Mitleiden ist nicht rechter Art; es ist sehr unzeitig. Verbrecher müssen eingefangen, gefesselt und bestraft werden, denn wäre dieses nicht, so würden wir nirgends ruhig und sicher wohnen können. Wenn die Obrigkeit aus Mitleiden die Diebe und Räuber laufen ließe, was würde dann entstehen? Gott bewahre uns vor der

Unordnung und den Gräuelthaten, die daraus entsprängen.

Auf diese Weise lernte Amanda wahres Mitleiden von dem falschen und unzeitigen unterscheiden, und nur jenes gegen ihre Nebenmenschen beweisen.

Amanda hörte von einer alten Frau, die in der Nähe wohnte, daß sie wegen Gebrechlichkeit des Körpers nicht im Stande sey, auszugehen, sondern immer einsam zu Hause sitzen müsse. Das gefühlvolle Mädchen fühlte Mitleiden mit ihr, und besuchte sie. Die Frau hatte eine große Freude darüber. Amanda wiederhohlte ihre Besuche, und ging, wenn es ihr nur möglich war, täglich, wenigstens auf einen Sprung, zu der Alten und nahm Theil an ihren Leiden. Mamsel Amanda, sagte die Frau oft, Sie sind mir ein Engel, von Gott gesandt. Sie sind so gut, so mitleidig! Wenn ich Sie

sehe, fühle ich mich um vieles erleichtert; mein Herz wird ruhiger und froher.

Friederike, eine gute Bekannte von Amanda, hatte sie zu verschiedenen Mahlen beleidigt. Amanda war großmüthig, und trug ihr die erlittenen Kränkungen nicht nach. Friederike wurde krank. Manche Mädchen hatten sich sonst für ihre besten Freundinnen ausgegeben. Jetzt ließen sie sich nicht sehen. Für Friederike war es schmerzhaft, daß sie von ihnen nicht besucht wurde.

Kaum hörte Amanda von Friederikens Krankheit, so eilte sie zu ihr, und bezeigte ihr die wärmste Theilnahme. Liebe, liebe Friederike, sprach sie, wie sehr weh thut es mir, daß ich dich auf dem Krankenbette finden muß!

Dieses Mitleiden Amandens rührte Friederiken bis zu Thränen. Habe Dank, sagte sie, gute, theure Amanda, daß du mich

in meinen Leiden besuchst, und an mir freundschaftlich Theil nimmst. Habe Dank, mitleidige, edle Seele!

Amanda besuchte die Kranke nun täglich, saß Stundenlang an ihrem Bette, unterhielt und tröstete sie. Friederike wurde dadurch so hingerissen, daß sie von nun an erklärte, Amanda sey das beste, edelste Mädchen.

So erleichterte und erheiterte Amanda durch aufrichtiges Mitleiden und liebevolle Theilnahme das Leben ihrer Nebenmenschen. Sie trocknete dadurch manche Thränen, und linderte manchen Schmerz. Dafür war ihr alles mit Liebe und Achtung zugethan, und ihr eignes Leben eine Reihe von heitern Tagen, die nur bisweilen getrübt wurden. Geschah dieses, so wurde sie durch die herzliche Theilnahme anderer bald wieder froh und glücklich.

19.

Die mürrische Jenny.

Liebe Mutter, hier bringe ich dir eine Blume. Es ist die schönste von meinen Nelken. Sie ist erst heute aufgeblüht. Mein Herz lachte mir, als ich sie erblickte. Die soll niemand anders haben, als die Mutter, dacht' ich bey mir, und brach sie für dich.

So sprach die kleine Jenny zu Frau Rosenberger, ihrer Mutter. Ich danke dir, meine liebe Tochter! sagte diese. Du bringst doch immer das Schönste der Mutter.

Den man am liebsten hat, dem bringt man auch das Beste, das man hat, versetzte Jenny, und küßte der Mutter die Hand.

Ein ander Mahl kam Jenny in das Zimmer der Mutter. Ach, sprach sie, kannst du mir nicht einige Groschen leihen, liebe Mutter, du sollst sie gewiß bald zurück erhalten. Draußen sind drey arme Kinder, die sehen dir so armselig, so unglücklich aus, daß sich die Steine über sie erbarmen könnten.

Die Mutter gab der Tochter einige Groschen. Sie eilte freudevoll hinaus, und reichte den Armen das Geld. Frohlockend kam sie zur Mutter zurück und rief: Du hättest die Freude der armen Kinder sehen sollen! Wie glücklich sind doch diejenigen, welche Armen und Unglücklichen helfen können!

Bey einer andern Gelegenheit klagte Jenny der Mutter, daß man ihre Freundinn Henriette verleumde. Man spricht von ihr

manches Böse, sagte sie, und doch weiß ich es am besten, daß Jettchen ganz unschuldig ist. Ich habe sie zu vertheidigen angefangen, aber man hat mich nicht anhören wollen. Das schmerzt mich sehr. Ich mag es ihr nicht sagen, sonst grämt sich das gute Mädchen Tag und Nacht darüber.

Solche Gesinnungen legte Jenny immer an den Tag. Ihr Herz war gut und edel; auch ihr Verstand gebildet, und nebenbey besaß sie manche nützliche Geschicklichkeiten. Und doch ward Jenny nicht so sehr geliebt als sie verdiente. Nur sehr wenige Menschen waren ihr ganz gewogen, und es schien, als fliehe man mit aller Sorgfalt ihren Umgang.

Die Ursache davon lag in dem Umstande: daß Jenny fast immer ein finstres, mürrisches Gesicht hatte. Dieß schreckte die meisten von ihr ab, nur wenige lernten auf die-

se Weise das Gute und Trefliche kennen, das ihr eigen war.

Ihre Schwestern hatten bey weitem nicht so viele gute Eigenschaften, aber man war ihnen mehr gewogen, denn sie waren freundlich und einnehmend! Eines Jahres bekamen Jennys Aeltern einen Besuch von nahen Anverwandten, die in Wien wohnten. Jenny hatte sich auf ihre Ankunft schon lange sehr gefreut. Aber ihre Anwesenheit brachte ihr manchen Kummer. Die Fremden thaten gegen die Schwestern sehr artig und verbindlich, aber etwas gleichgültig und kalt gegen Jenny. In großen Städten ist man gewohnt, den Menschen mehr nach seinem Aeusserlichen als nach seinem Innern zu beurtheilen; daher kam es, daß diese Wiener Anverwandten die gute Jenny übersahen, weil ihr ernstes, finstres Gesicht keinen angenehmen Eindruck machte.

Die arme Jenny fühlte es tief, daß man ihr nicht nach Verdienst begegne, und grämte sich darüber sehr. Aber sie verbarg ihren Kummer, so gut sie konnte, in ihrem Herzen.

Den Wiener Freunden zu Lieb, wurde in einer nahen Stadt ein Familienball veranstaltet. Jenny, die eine große Liebhaberinn vom Tanzen war, fuhr mit ihren Schwestern auch nach der Stadt zum Balle. Aber auch hier wurde sie tief gekränkt. Durch ihr mürrisches Wesen, das ihr schon zur Natur geworden war, schreckte sie alle Tänzer zurück, mit ihr zu tanzen. Ihre Schwestern tanzten sehr viel, Jenny fast gar nicht.

Dieß schmerzte das gute Mädchen sehr. Als die Wiener Freunde wieder abgereist waren, klagte die gute Jenny den Aeltern mit liebenswürdiger Offenherzigkeit ihren Kummer, und weinte, daß man sie so verkenne.

Ich meine es mit allen Menschen so gut, so redlich, schluchzte sie, und doch liebt man mich so wenig.

Liebe Tochter! erwiderte der Vater, daß du ein gutes, rechtschaffenes Herz hast, daran zweifelt niemand, der dich genauer kennt. Aber es kennen dich nur wenige Menschen. Und daran bist du selbst Schuld. Du siehst gewöhnlich so düster und mürrisch aus, daß viele abgeschreckt werden, mit dir umzugehen. Du glaubst es nicht, welch' einen bösen Eindruck ein mürrisches Mädchen macht. Bey Mädchen erwartet man Freundlichkeit, Heiterkeit und ein angenehmes, gefälliges Aeußere; dadurch nimmt das weibliche Geschlecht am meisten für sich ein. Der gute Mensch sieht freylich vorzüglich auf sein Inneres, auf seine Gesinnung, auf sein Herz. Aber er sucht auch durch ein angenehmes Aeußere andere für sich zu gewinnen.

Jenny küßte dem Vater die Hand. Lieber, guter Vater! sprach sie, ich werde mich bemühen, mein finstres, mürrisches Wesen abzulegen, und freundlicher zu werden.

Jenny hielt Wort. Die Mutter stand ihr treulich bey. So wie sie bemerkte, daß Jennys Gesicht sich wieder verfinsterte, sprach sie lächelnd: Heute haben wir wieder eine Sonnenfinsterniß. Jennys Gesicht erheiterte sich dann, und so gelang es ihr, ihr mürrisches Wesen zu verbannen.

Mit der freundlichen Jenny ging nun jedermann gerne um, und da sie nicht nur ein freundliches, sondern auch ein gutes Mädchen war, so war man ihr von Herzen zugethan. Man schätzte und liebte sie.

20.

Die Müßiggängerinn.

Ach, wie schläfrig bin ich! sprach Veronika und gähnte. Ist es mir doch, als wenn ich schon einige Nächte hindurch nicht geschlafen hätte!

Liebes Mamselchen, erwiderte die Köchinn, greifen Sie nur etwas an, arbeiten Sie, helfen Sie mir in der Küche — ich wette, die Schläfrigkeit wird Ihnen vergehen, Sie werden hübsch munter und froh werden.

Danke für den Rath, versetzte Veronika, und gähnte abermahls. Der Tag schleicht aber

auch so langsam dahin, daß es nicht auszuhalten ist. Man möchte sterben vor langer Weile.

Sie möchten sterben, vor langer Weile, liebe Veronika, sprach eine alte Frau, welche in dem Hause ein und ausging, und bey manchen häuslichen Arbeiten half. Anderen Menschen vergeht die Zeit oft zu schnell, wären Sie hübsch thätig, so würde sie Ihnen auch schneller dahin fliegen. Man sagt, daß Langeweile die Schwester oder vielmehr das Kind des Müßigganges sey.

Man sagt gar viel, erwiderte Veronika in einem schnippischen Tone; man sagt auch: was dich nicht brennt, sollst du nicht löschen; auch sagt man: kehre zuerst vor deiner Thüre.

Sie nehmen auch alles gleich sehr übel auf, Mamsel! versetzte die alte Frau. Man darf Ihnen nichts mehr sagen. Ihre Em-

pfindlichkeit ist allzugroß. Aber das kommt auch vom Müßiggehen. Arbeitet man nichts, so wird man träge, mißmuthig, verdrieß- lich. Jedes unschuldige Wort beleidigt dann. Ach, der böse Müßiggang! —

Schon recht! schon recht! rief Veroni- ka, hielt sich die Ohren zu, und eilte in das Nebenzimmer, wo ihre zwey jüngeren Brüder spielten. Es währte nicht lange, so hörte man in dieser Stube einen Lärm: willst du uns gehen lassen! abscheuliches Mäd- chen! o weh! o weh!

Der Vater, der in seiner Schreibstube saß, eilte herbey, und sah zu seinem Er- staunen, daß die Geschwister sich in den Haa- ren lagen. Er brachte sie auseinander, und untersuchte die Sache. Da ergab sich denn Folgendes. Veronika war zu den Brüdern gekommen, welche kleine Häuser von Holz zusammensetzten. Die Schwester zupfte sie

Anfangs bey den Haaren, dann stieß sie ihnen die Häuser um, und als die Brüder sich widersetzten, gab sie dem einen einen Schlag auf den Kopf, den andern kneipte sie in den Nacken, wobey es zu einer Rauferey kam.

Schäme dich, Veronika! sprach der Vater. Du solltest verständiger seyn als deine jüngeren Geschwister. Du bist die einzige Ursache des Vorgefallenen. Aber an alle dem ist dein Müßiggang Schuld. Du weißt nicht, was du vornehmen sollst, und geräthst auf Thorheiten und Fehler. Du begibst dich gleich in das andere Zimmer, und lässest heute einmahl dein Vesperbrot ungegessen.

Die letzten Worte erschütterten die Müßiggängerinn am meisten. Weinend ging sie in das andere Zimmer. Hier hing eine schöne Repetier-Uhr an der Wand. Wollte man sie repetieren lassen, so durfte man nur an

einer seidnen Schnur anziehen, die an derselben hing. Veronika spielte, nachdem sie sich ausgeweint hatte, mit dieser Schnur so lange, bis sie die Uhr von der Wand herabzog. Sie fiel so hart, daß sie zerbrach.

Veronika that einen Schrey. Der Vater sprang herbey und sah den Unfall. Mit dem Lineale, das er in der Hand hatte, gab er der leichtsinnigen Tochter einige empfindliche Schläge. Sie schrie und jammerte, daß alle Leute im Hause zusammenliefen. Aber kein Mensch hatte Mitleiden mit ihr.

Veronika mußte nun des Vaters wohlverdiente Vorwürfe hören. Dein leidiger Müßiggang verleitet dich von einem Fehler zum andern, sprach er. Auch bey dir bestätigt sich das alte Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Du arbeitest wenig oder nichts, du verdienst nicht das Brot, das du issest, du bist eine un-

nütze Last der Erde; andere Menschen sind für ihren Nächsten thätig und stiften auf der Welt Gutes, du verzehrst nur, was andre mit Mühe erwerben. Ja du nützest nicht nur nichts, du schadest auch. O mit dem abscheulichen Müßiggange! Gehe mir aus meinen Augen; ich kann dich nicht ohne Unwillen ansehen.

Veronika weinte, schrie, umfaßte des Vaters Kniee, und flehte um Verzeihung. Aber es half nichts. Schon oft war ihr verziehen worden, ohne daß sie sich gebessert hatte. Sie mußte sich in eine Kammer entfernen, wo sie eingeschlossen wurde, nachdem ihr der Vater einige schwere Handarbeiten aufgegeben hatte.

Den Tag darauf bath Veronika den Vater nochmahls um Vergebung. Der gute Vater verzieh ihr, und ermahnte sie mit Herzlichkeit zur Thätigkeit. Eine Zeitlang war

Veronika auch wirklich arbeitsam, aber bald fiel sie wieder in den alten Fehler, und ging müssig. Ihre Mutter lebte nicht mehr; der Vater hatte viele Geschäfte, und niemand führte über sie eine strengere Aufsicht. Sie war sich großentheils selbst überlassen. Daher kam es, daß sie fast ganz ungestört dem Müßiggange ergeben war.

Als Veronika zwanzig Jahre alt war, wurde sie Braut. Ihr Bräutigam hieß Holm, und war ein junger Kaufmann. Noch ehe die Hochzeit war, starb ihr guter Vater. Er hinterließ ihr ein kleines Vermögen, das ihr Mann in die Handlung nahm. Als ein junger Anfänger mußte er sich in allen Dingen, in der Kost, in den Kleidern und in den Bequemlichkeiten des Lebens einschränken. Das gefiel der thörichten Veronika nicht. Sie wollte gut essen und trinken, schön gekleidet seyn und auf vornehmen Fuße leben. Da sie

in ihren ledigen Jahren immer müßig gegangen war, so hatte sie auch wenig gelernt. Fast alle weiblichen Arbeiten waren ihr fremd, sie konnte beynahe nichts sich selbst machen, sondern mußte alles, was ihr nöthig war, von andern verfertigen lassen. Gewöhnt an ein müßiges Leben, war sie zu bequem, in dem Hauswesen selbst nachzusehen, sondern überließ alles ihren Leuten. Auf diese Weise ging alles bunt durcheinander, und Herr Holm gerieth in Schulden. Er machte ihr Vorstellungen. Sie fruchteten nichts. Er ermahnte sie ernstlich zu einer andern Lebensweise, aber Veronika hieß ihn einen harten, ungerechten Mann, und weinte laut über seine Grausamkeit. Das Glück der Ehe war dahin. Streit, Zank und Zwietracht waren bey ihnen zu Hause; endlich kam es so weit, daß Holm von seiner Frau sich scheiden ließ.

Veronika kam nun in manche unangenehme, traurige Lagen. Sie war oft nahe daran, vor Mangel umzukommen. Endlich wurde sie einer Baronesse empfohlen, bey der sie die Stelle einer Kammerjungfer erhielt. Jetzt fingen für sie wieder freundlichere, bessere Tage an. Aber sie wußte sie nicht zu benutzen. Ob sie gleich nicht viele Geschäfte hatte, so waren ihr doch auch die mäßigen Arbeiten, die sie verrichten mußte, zu drückend. Ihre Herrschaft bemerkte Veronika's Trägheit, und tadelte sie. Dieß mißfiel der Thörinn sehr. Sie besserte sich nicht, und die Baronesse sah sich genöthigt, ihr den Abschied zu geben.

Veronika sah voraus, daß sie nun wieder darben werde. Der Gedanke, daß sie nun würde etwas mehr arbeiten müssen, machte ihr große Unruhe, und der böse Geist des Müßiggangs gab ihr einen tadelhaften,

bösen Entschluß ein — den Entschluß, ihrer Frau einen Schmuck von Brillianten zu entwenden.

Veronika sank in die Netze des Lasters. Der abscheuliche Entschluß wurde von ihr ausgeführt, der kostbare Schmuck entwendet, und in einer etwas entfernten Stadt verkauft, wohin Veronika sich begeben hatte.

Doch die Gerechtigkeit folgte dem Laster auf dem Fuße nach. Veronika's Diebstahl wurde bald entdeckt, und sie in Verhaft genommen. Auf einem offenen Wagen brachte man sie nach dem Orte, wo sie ihr Verbrechen begangen hatte. Viele hundert Menschen umringten sie, und leichtsinnige Menschen warfen auf sie mit Koth. Sie wollte vor Schaam versinken.

Veronika konnte den Diebstahl nicht läugnen. Die Richter sprachen das Urtheil. Sie sollte durch das Schwert hingerichtet wer-

den. Doch der Landesfürst, bey dem die bestohlene Baronesse mit einer Bitte für die Verbrecherinn einkam, unterschrieb das Urtheil nicht, und milderte es dahin, daß Veronika auf zehn Jahre ins Zuchthaus kommen sollte.

In dem Zuchthause fühlte Veronika sich erst recht unglücklich. Der Gedanke, daß sie an ihrem traurigen Loose selbst Schuld sey, verbitterte ihr ihre Lage noch mehr. Mit Thränen seufzte sie fast täglich über die Folgen ihres unseligen Hanges zum Müßiggange. Sie mußte harte Arbeiten verrichten. Schon im zweyten Jahre unterlag sie denselben und dem Kummer, der tief an ihrem Herzen nagte. Sie wurde in aller Stille begraben. Keine Glocken läuteten, kein Grabgesang erscholl, keine Thräne floß bey ihrer Leiche.

21.

Neid. Mißgunst.

Hm! hm! ein schnippisches Ding! seht! seht! wie hochtrabend sie einher geht. Pah! wie hoch sie ihr leeres Köpfchen trägt. Ihr stumpfes Näschen reicht fast bis an die Wolken.

So sprach Petronelle zu einigen Mädchen, die bey ihr waren, als sie Emilien, eines Kaufmanns Tochter, vorbey gehen sah.

Warum bist du auf Emilien so unwillig? fragte Karoline, ein gutes, gerechtes Mädchen. Sie muß dir etwas zu Leide ge-

than haben. Denn sonst wüßte ich nicht, wie du von Emilien so verächtlich sprechen könntest.

Petronelle. Du nimmst dich des albernen Dinges noch an?

Karoline. Nenne sie nicht albern. Sie ist ein gescheides, kluges Mädchen.

Petronelle. Du weißt gar nicht, welch' ein eitles Ding sie ist.

Karoline. Auch hierin thust du ihr Unrecht. Sie ist nicht eitler, als wir alle.

Nun fing Petronelle an zu erzählen, daß sie vor kurzem mit Emilien in einer Gesellschaft gewesen sey. Da habe diese immer das große Wort geführt, und sie selbst, Petronelle, habe gar nicht zum Reden kommen können. Ihr Geschwätz war mir schon so sehr zuwider, fuhr die Erzählerinn fort, daß ich auf einige Minuten das Zimmer verlassen mußte. Und doch hörten ihr die Er-

wachsenen mit vieler Aufmerksamkeit zu. Einige Mahle wollte ich auch sprechen, aber sie unterbrach mich bald, und ich mußte schweigen. Ich spielte dann auf dem Flügel. Aber es währte nicht lange, so verlangte man, daß sie auch etwas spielen sollte. Sie verdrängte mich, und war gar stolz auf den Beyfall, der ihr zugeklatscht wurde. Auch für schöner hält sie sich als —

Karoline. Liebe Petronelle, Emilie ist auch das schönste Mädchen der Stadt —

Petronelle. Ich dächte, wir sähen auch nicht häßlich aus. Sie hält sich wenigstens für die größte Schönheit. Das ist doch in der That beleidigend für uns. Und warum braucht sie sich so sehr zu schmücken? warum geht sie nicht so einfach wie wir?

Karoline. Ihr Vater ist ein reicher Mann — er kann ihr schöne Kleider schaffen; warum willst du ihr dieß mißgönnen?

Wenn unsre Aeltern uns kostbarere Kleider kauften, wir würden sie gewiß auch anziehen. Ich merke, liebe Petronelle, daß du auf Emilien neidisch bist, und ihr die Vorzüge, die sie besitzt, und das Glück, das sie genießt, nicht gönnst, sondern darüber mißmuthig bist. Dieß macht dich ungerecht gegen sie. Das thut der Neid oft. Er macht uns unbillig bey der Beurtheilung anderer.

Diese Worte gefielen Petronellen nicht. Sie schwieg. Die Mädchen verließen sie, und jede tadelte Petronellens mißgünstiges, neidisches Wesen.

Ein ander Mahl urtheilte Petronelle über Henrietten eben so, wie über Emilien. Als man sie befragte, warum sie auf Henrietten so böse zu sprechen wäre, da sie doch lange Zeit hindurch ihre vertrauteste Freundinn gewesen sey, kam es heraus, daß abermahls

ihr Neid die Quelle ihrer ungerechten Urtheile war. So macht uns Neid und Mißgunst ungerecht selbst gegen unsere Freunde.

Doch nicht nur unbillig macht eine neidische Gemüthsart, sondern auch unglücklich. Dieß erfuhr auch Petronelle. Sie kam zu keiner dauernden Seelenruhe. So oft ihre Geschwister von den Aeltern etwas erhielten, was sie nicht auch bekam, war sie voll Mißmuth und gönnte es ihnen nicht. Und so verging fast kein Tag, wo sie nicht Veranlassung zum Mißvergnügen fand. Selbst des Nachts quälten sie neidische Empfindungen. Dazu kam noch der Umstand, daß sie sich durch ihr mißgünstiges Wesen bey vielen Menschen verhaßt gemacht hatte.

So lebte denn Petronelle traurige Tage. Von wahrer, reiner Freude wußte sie nichts. Ihre Aeltern machten sie auf die Ursache da-

von aufmerksam, aber Petronelle änderte ihre Gemüthsart nicht.

Zum Glück bekam sie einen würdigen Lehrer, der sie in der Sittenlehre und Religion unterrichtete. Er bemerkte bald Petronellens häßlichen Fehler, und gab sich Mühe, ihr denselben abzugewöhnen. Er stellte ihr den Neid als ein schädliches und schändliches Laster vor, zeigte ihr, wie er die bessern Gefühle, die Gefühle der Menschenliebe, der Theilnahme und reiner Heiterkeit unterdrücke, und uns die Achtung und Liebe anderer raube. Petronelle wurde gerührt. Sie versprach, auf ihrer Huth zu seyn. Der treue Lehrer stand ihr dabey redlich bey. Ihr neidisches, mißgünstiges Wesen verlor sich allmählich, und Welt und Leben schienen ihr noch Ein Mahl so schön, noch Ein Mahl so theuer und werth.

22.

Das neugierige Mädchen.

Was gibts Neues? rief Bärbchen ihrer Freundinn Kunigunde entgegen, von der sie einen Besuch bekam. Sey mir herzlich willkommen! — Laß uns in meine Kammer gehen; wir wollen da einander nach Herzenslust erzählen.

Die Mädchen gingen in die Kammer, und setzten sich in einen Winkel nieder. So erzähle mir denn, was du weißt, sprach Bärbchen. Du bist ja immer reich an Neuigkeiten.

Und du reich an Begierde, sie zu erfahren; versetzte Kunigunde.

Ich bin wißbegierig, sprach Bärbchen lächelnd.

Wenn es gar keinen Unterschied zwischen Wißbegierde und Neubegierde gäbe, erwiderte Kunigunde, so könnte man dich ohne weiteres auch wißbegierig nennen.

Nu nu nu! fange nur nicht wieder an, mir eine Lection zu geben, sprach Bärbchen, erzähle mir lieber was Neues.

Kunigunde erzählte nun, was sie wußte: Bärbchen ließ ihr keine Ruhe. Weißt du weiter nichts mehr? war ihre beständige Frage, wenn eine Erzählung am Ende war.

Du bist auch unersättlich, sagte Kunigunde. Je mehr man dir erzählt, desto mehr willst zu hören. Du bist die Neugierde selbst.

Nicht doch! nicht doch! versetzte Bärbchen. Man lebt doch darum in der Welt, damit man etwas erfährt. Es ist gar ein langweiliges Ding um unser Leben, wenn wir nicht täglich etwas Neues hören.

Allerliebst! versetzte Kunigunde. Wenn man dich früge, wozu hat Gott den Menschen bestimmt? ich wette, du würdest antworten: damit er in der Welt recht viel Neues sehe und höre.

Spotte nicht, entgegnete Bärbchen, du bist es auch gar wohl zufrieden, wenn du etwas erfahren kannst. Höre, wie steht es denn mit Huttlers Sophie? Ist ihr Vater wirklich nahe daran, ein Bettler zu werden? Man sagt es sich seit vorgestern in die Ohren.

Ich habe davon nichts gehört, versetzte Kunigunde. Die Leute reden gar vielerley. Ich traue den Gerüchten der Stadt nicht viel.

Liebes Kind, sprach Bärbchen, das ist kein Stadtgerücht. Ich weiß es aus einer sehr guten Quelle. Sieh, gestern war der Stadt-Notär, Herr Flinz, bey uns. Der sprach mit meinem Vater über manche geheime Dinge. Mußt' doch auch etwas davon hören, dacht' ich bey mir, ging näher, und setzte mich in ein Winkelchen, wo ich alles, was gesprochen wurde, verstehen konnte. Ich that aber so, als merke ich gar nicht drauf.

So? versetzte Kunigunde. Dießmahl hast du deine Neugierde zu weit getrieben. Das war unerlaubt. Belauschen darf man die Menschen nicht, die mit einander etwas Geheimes zu sprechen haben, sonst ist man — ein Spion. Aber dazu macht uns die Neugierde oft.

So höre doch nur! sprach Bärbchen. Herr Flinz erzählte von Herrn Huttler böse Dinge. Er soll große Schulden haben. Sei-

ne Gläubiger hätten ihn, sagte er, verklagt, und man würde ihm alles wegnehmen. Die arme Sophie! Ihre schönen Perlen und Kleider wird sie wohl auch hergeben müssen.

Indem die Mädchen so sprachen, hörten sie vor dem Hause einen großen Lärm. Bärbchen sah zum Fenster hinaus. Es läuft viel Volk zusammen, rief sie, wir müssen auch hingehen, und nachsehen, was es gibt!

Ich bleibe hier, versetzte Kunigunde. Der Zusammenlauf ist so stark, daß wir erdrückt werden können. Am Ende ists eine Kleinigkeit, um welcher willen dieser Auflauf geschieht. Wir erfahren es schon, auch wenn wir nicht hingehen.

Aber Bärbchen war nicht zu halten. Ihre Neugierde erreichte den höchsten Grad. Sie lief fort, und drängte sich unter das Volk. Und was sah sie hier? Ein Knabe hatte ein Paar Hamster gefangen, die er vorzeigte,

und dadurch so viele Neugierige herbeylockte. Bärbchen, welche Hamster genug gesehen hatte, wollte wieder fortgehen, allein das Gedränge war so groß, daß sie beynahe todt gedrückt wurde. Halb ohnmächtig mußte sie zu ihren Aeltern getragen werden.

Das alles hatte die Neugierde gemacht. Bärbchen erhohlte sich indeß bald wieder. Sie besuchte noch an diesem Tage mehrere Mädchen, von denen sie Neuigkeiten zu erfahren wünschte. Da die Neugierde gewöhnlich auch geschwätzig macht, so plauderte Bärbchen auch hier alles aus, was sie über Herrn Huttler gehört zu haben glaubte. Es währte nicht lange, so war diese Geschichte in der ganzen Stadt bekannt, und machte viel Aufsehen. Auch Herrn Huttler kam sie zu Ohren, und er erfuhr, daß sie von Bärbchen ausgebreitet worden sey.

Herr Huttler kam zu Bärbchens Vater, und beklagte sich darüber. Dieser rief seine Tochter herbey, und stellte eine scharfe Untersuchung an. Bärbchen mußte am Ende gestehen, daß sie jene Nachricht andern mitgetheilt und auf die oben angegebene Weise erfahren habe.

Der Vater wurde mit Recht auf die Tochter sehr unwillig. Deine verwünschte Neugierde! sprach er. Sie hat dich verleitet, den häßlichen Fehler zu begehen, mich und Herrn Flinz zu belauschen. Du bist durch sie eine Spioninn geworden. Dießmahl hast du aber sehr unrecht gehört. Wir haben in unsrer Unterredung zwar Herrn Huttlers erwähnt, aber es war nicht von ihm die Rede, als wir davon sprachen, daß einer in Schulden gerathen, und von seinen Gläubigern verklagt worden sey. Neugierige Menschen sind in der Regel auch schwatzhaft;

das hast auch du bewiesen. Du plaudertest das Gehörte sogleich aus. Pfui, schäme dich.

Bärbchen weinte, aber der Vater machte ihr einige Tage hindurch kein freundliches Gesicht. Auch zeigte er von nun an viel Mißtrauen gegen sie.

Bärbchens Neugierde zog ihr manche Unannehmlichkeiten zu. Eines Tages kam sie zu dem Bruder Fritz, der sich oft einen Spaß mit ihr erlaubte. Er hatte gerade ein Paar Schüsseln übereinander gelegt. Sogleich wollte die neugierige Schwester erfahren, was er darin habe.

Nichts von Bedeutung, versetzte Fritz, aber ich will dir etwas anderes zeigen. Warte nur ein wenig, ich bin gleich wieder bey dir. Aber die Schüsselchen berühre mir nicht.

Schon gut; sie sollen in Ruhe bleiben! sprach Bärbchen.

Fritz sprang davon. Ich muß doch sehen, was er hier hat, sagte die Neugierige, und hob das oberste Schüsselchen auf.

In diesem Augenblicke sprang eine Maus heraus. Bärbchen, die sich vor Mäusen ärger als vor Gespenstern fürchtete, that einen Schrey, und sank beynahe zu Boden.

Fritz kam lachend herbeygesprungen. Aha! rief er, so bestraft sich die Neugierde. Bärbchen machte ihm Vorwürfe, er aber hielt ihr eine scharfe Lection über ihr neugieriges Wesen, und machte dieses so lächerlich, daß sie beschämt, und blutroth im Gesichte, davon lief.

Mehrmahls geschah es, daß Bärbchen von ihrer Neugierde verführt wurde, an den Thüren zu horchen, was man in dem Zimmer spreche. Oft mußte sie, zu ihrem Verdrusse, vernehmen, daß man von ihren Fehlern rede, und so traf bey ihr das Sprich-

wort ein: Der Horcher an der Wand hört oft seine eigene Schand'.

Einmahl that sich schnell eine Thüre auf, an welcher Bärbchen horchte, und sie fiel der Länge nach hin. Lange Zeit hindurch ward sie seitdem in der ganzen Stadt eine Spioninn genannt.

Eines Tages wurde bey dem Hause ihres Vaters ein junger Mann vorbeygeführt. Er war mit Ketten gefesselt, und kam auf funfzehn Jahre ins Zuchthaus. Bärbchen wurde durch seinen Anblick sehr gerührt. Der Vater erzählte ihr, daß dieser Unglückliche auf dem Postamte angestellt gewesen wäre, und sich erlaubt habe, Briefe zu erbrechen. Dieß sey entdeckt, und er zum Zuchthause verurtheilt worden. An alle dem, setzte der Vater hinzu, war seine Neugierde Schuld. Sie bewog ihn, sich eines Vergehens schul-

dig zu machen, auf welches die Gesetze mit Recht eine harte Strafe setzen.

Bärbchen fühlte sich getroffen. Daß Neugierde sogar zu Verbrechen und Lastern verführe, hatte sie bisher nicht bedacht. Sie faßte gute Vorsätze, und hätte sie auch ausgeführt, wäre sie nicht bald darauf an einem bösartigen Fieber gestorben.

23.

Ordnungsliebe.

Schon als kleines Kind liebte Doris die Ordnung. Oft gab sie der hölzernen Puppe, mit der sie spielte, gute Lehren, unter welchen man folgende am öftersten hörte: Meine liebe Minette, du mußt dich hübsch an Ordnung gewöhnen. Eine unordentliche Mamsel hat man nicht lieb. Mußt immer ordentlich angezogen seyn, denn das läßt gut. Deine Kleider und alle deine Sachen thue jedes an seinen Ort, damit du es wiederfindest, wenn du es brauchst.

Die Lehre, die Doris der Puppe gab, befolgte sie selbst. Sie gab der Mutter nicht eher Ruhe, bis sie nicht gehörig angezogen war. Ich muß doch ordentlich aussehen, sprach sie, sonst glaubt man, ich sey ein dahergelaufenes Bettelmädchen.

Als Doris etwas größer war, bekam sie einen Schrank. Ihre Freude darüber war ohne Grenzen. Jetzt soll alles nett werden, rief sie frohlockend aus, alles will ich in die schönste Ordnung bringen!

Sie trug nun die Sachen, die sie besaß, herbey, zog die Schiebladen des Schrankes heraus, und theilte sich dieselben ein. Sachen, die zusammengehörten, that sie auf Einen Platz. In dem einen Fach lag ihre Wäsche, und alles, was sie bey ihren weiblichen Arbeiten nöthig hatte; in dem andern waren ihre Kleider, nebst einigem Gelde und manchen Kleinigkeiten, die man ihr bey ver-

schiedenen Gelegenheiten geschenkt hatte; in dem dritten ihre Bücher, und Federn, Papier und alles, was sie in den Lehrstunden gebrauchte. Für ihre Schuhe hatte sie ein kleines Kästchen, das neben dem Schranke stand.

Nachdem Doris alles in schöne Ordnung gebracht hatte, rief sie ihre Aeltern herbey, und zeigte ihnen mit freudigem Herzen den Schrank.

Die Aeltern lobten sie. Das ist ganz gut, sprach der Vater, daß du dir alles in schöner Ordnung hältst. Um die Ordnung ist es eine gar herrliche Sache. Sie erspart uns viel Zeit, viel Verdruß und oft viel Unglück. Ich habe für dich ein Buch gekauft, das du mir in müßigen Stunden vorlesen sollst. Darin wird auch ein unordentliches Mädchen geschildert. Daraus kannst du lernen, wie schädlich und gefährlich die Un-

ordnung dem einzelnen Menschen und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft oft ist.

Der Vater hohlte das Buch herbey. Als Doris die hübschen Kupfer darin sah, war sie voll Freude. Das Buch führte den Titel: „Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend.“

Doris legte die Iduna zu ihren andern Büchern, und bemerkte dabey, daß, wenn es ihren Aeltern gefällig wäre, sie des Abends gleich etwas daraus vorlesen wolle.

Es freut mich, meine Tochter! sprach der Vater, daß ich all' deine Sachen in Ordnung sehe. Aber es ist nicht genug, daß du sie geordnet hast, du mußt sie auch in dieser Ordnung erhalten. Ich kenne Leute, die von Zeit zu Zeit alles in die schönste Ordnung bringen, kommt man aber nach einigen Tagen zu ihnen, so liegt das meiste

wieder zerstreut herum. So soll es bey dir nicht seyn, mein Kind! So wie du eine Sache gebraucht hast, mußt du sie wieder an ihren bestimmten Platz hinlegen. Oft wird dir dieß beschwerlich fallen, aber du mußt dir dieß schon gefallen lassen, nach und nach wird es dir zur Natur werden.

Die Tochter versprach, dem Vater pünktlich zu folgen. Des Abends waren bey diesem ein Paar gute Freunde zum Besuche. Doris erzählte ihnen, sie habe ein neues Buch bekommen. Die Freunde wünschten es zu sehen. Doris wollte schnell das Licht nehmen, das auf dem Tische stand, und damit zu ihrem Schranke eilen.

Deine Freude macht dich zu voreilig, sagte der Vater. Du wirst uns doch hier nicht ohne Licht lassen wollen.

Doris fühlte sich beschämt, denn sie sah ein, daß sie etwas Unschickliches habe thun

wollen. Ein anderes Licht war nicht bey der Hand. Was sollte sie thun?

Richtig! rief sie. Ich habe ja gar kein Licht nöthig!

Mit diesen Worten sprang sie in das andere Zimmer, und kam nach wenigen Augenblicken mit der Iduna zurück.

Wie? sagte der Vater, du hast das Buch auch ohne Licht gefunden? Sieh' meine Tochter! wie schön es ist, wenn man alles in guter Ordnung beysammen hat. Dann weiß man, wo jede Sache zu suchen sey, und findet sie auch im Finstern.

Doris mußte den Gästen verschiedenes vorlesen. Die Erzählung: Die Feuersbrunst, hatte viel Anziehendes für sie; sie las sie mit vielem Vergnügen und großer Theilnahme. Wenn einmahl auch in unserm Orte so eine Feuersbrunst ausbräche, sprach der Vater, wie gut wäre es dann für diejenigen, welche ih-

re Sachen in Ordnung zu halten gewohnt sind. Sie würden das Beste dann leicht retten können. Ordnung ist immer und überall gut; sie erhält die Welt, wie das Sprichwort sagt. — Jetzt lies uns einmahl die Erzählung: die unordentliche Julie vor.

Doris that das. Das Gelesene machte Eindruck auf sie, und sie nahm sich vor, allezeit eine Freundinn der Ordnung zu seyn. Der Vater versprach ihr bey dieser Gelegenheit, daß er ihr, wenn sie die Iduna ausgelesen haben würde, das Seitenstück von dieser Schrift, Theone betitelt, kaufen wollte. Doris küßte ihm für dieses Versprechen freundlich die Hand.

Die Freunde blieben noch etwas länger da. Doris schlief am Tische ein. Als man sie weckte, war sie voll Schlafs, und wußte nicht, was sie sprach und that. Sie schwankte herum, und wollte zu ihrem Bette tau-

meln. Mein Kind! sagte der Vater, das Buch gehört nicht auf den Tisch, du hast ihm in deinem Schranke einen Platz angewiesen.

So schwer es auch der Tochter ankam, die Iduna jetzt in den Schrank zu tragen, so that sie es doch.

Und so handelte sie immer. Alles, was sie besaß, hielt sie in bester Ordnung. Oft geschah es zwar, daß sie zu schläfrig oder zu träge war, etwas an seinen bestimmten Ort hinzutragen. Dann durfte sie aber nur an das Sprichwort: Ordnung erhält die Welt, und an ihre guten Vorsätze denken, und sie überwand ihre Schläfrigkeit, Unlust und Trägheit, und brachte die Sache dahin, wohin sie gehörte. Sie wurde auf diese Weise ein Muster der Ordnungsliebe, und befand sich dabey sehr wohl.

Einmahl reiste ihr Vater nach Leipzig, und nahm sie mit. Auf dem Wege mußten sie sich manche Beschwerlichkeiten gefallen lassen; unter andern bekamen sie auch einen halben Tag lang nichts zu essen. Sie erreichten einen Gasthof, in welchem sie zu übernachten beschlossen. Doris hatte Hunger. Sie kehrte mit der Hoffnung in das Wirthshaus ein, bald etwas zu essen zu bekommen. Doch wie sehr täuschte sie sich! Schon der Anblick der Wirthinn, machte auf sie einen widerlichen Eindruck. Sie war unordentlich angezogen, und manche ihrer Kleidungsstücke hingen ihr so herab, daß es schien, als werde sie sie verlieren.

Hier vergeht einem wohl der Appetit, sprach Doris zu dem Vater, der ihr ganz beystimmte.

Das Gastzimmer sah noch unordentlicher aus. Ueberall lagen Sachen zerstreut, und

die Reisenden konnten kaum ein Plätzchen finden, um sich zu setzen.

Eine allerliebste Wirthschaft! sagte Doris leise, und wünschte sich aus dieser Unordnung weit weg.

Der Vater bestellte bey der Wirthinn ein Essen, und bath sie, es bald zuzurichten. Die Wirthinn bezeigte sich dazu willig; aber sie fand die Schlüssel zur Speisekammer nicht. Sie suchte sie an allen Enden und Ecken — aber die Schlüssel wollten nicht zum Vorschein kommen. Die Wirthinn wurde unwillig, warf alles durcheinander, fing an zu fluchen, und da ihr ihre kleine Tochter in den Weg kam, gab sie ihr einen Stoß, daß das Mädchen umfiel, und aus der Nase zu bluten anfing. Es erhob ein großes Geschrey. Die Mutter schimpfte; der Mann kam dazu, und gab ihr heftige Verweise; beyde geriethen in einen Streit; der Mann gab ihr ei-

nen Puff in den Rücken; sie fing an zu weinen, und zu jammern; dieß alles gab ein lustiges Trauerspiel.

Sieh, meine Tochter! sprach Dorchens Vater, das alles kommt von nichts anderm als von der Unordnung. Hätte die Frau die Schlüssel ordentlich aufgehoben, so hätten wir dieß ganze Spektakel nicht.

Wohl eine Stunde lang suchte die Wirthinn die Schlüssel, ohne sie zu finden. Sie beschuldigte die Dienstbothen, daß sie sie verlegt hätten. Diese läugneten es. Darüber wurde die Frau böse, gab ihnen Schimpfnahmen, und einer Magd, die sich etwas lebhafter vertheidigte, versetzte sie eine derbe Ohrfeige. Endlich sagte ihr ältester Sohn: Mutter, ihr habt die Schlüssel vielleicht im Kuhstalle liegen lassen. Sie lief hin, und die Schlüssel — fanden sich wirklich dort.

Doris wollte vor Ungeduld vergehen. Das Benehmen der Wirthinn konnte sie kaum länger aushalten. Als diese in der Küche kochte, sagte ein alter Mann, der in dem Gastzimmer saß, zu den Reisenden: So geht es hier fast alle Tage zu. Der Wirth saß in schönen Umständen. Zehn tausend Gulden väterliches Erbtheil sind ihm zugefallen. Jetzt ist fast all' sein Vermögen dahin geschmolzen. Daran ist einzig und allein die Unordnung seiner Frau Schuld.

Doris war schon voll Schlafs als das Essen kam. Wie froh war sie am andern Tage, als sie diesen Gasthof im Rücken hatte. Die gestrigen Vorfälle gaben dem Vater Veranlassung, manches über die Ordnungsliebe zu sprechen.

In Leipzig gefiel es der muntern Doris sehr wohl. Es war gerade Messe. Drey Tage lang hielt sich ihr Vater dort auf. Als

er gerade abreisen wollte, kam ein Bekannter zu ihm, der ein gar trübseliges Gesicht machte und jammerte. Denken Sie sich mein Unglück, sprach er zu Dorchens Vater. Ich übernachte in der letzten Nacht in N. Als ich des Morgens abreise, lasse ich die Thüre des Zimmers offen. Erst nach einer Stunde bemerke ich, daß ich meine Geldkatze vergessen hatte. Ich eile zurück. Aber von der Geldkatze war nichts mehr zu sehen und zu hören. Ich unglücklicher Mann! Zwey hundert Louisd'ore und hundert Ducaten sind dahin. Und das alles hab' ich mir selbst zuzuschreiben. Statt meine Sachen im Wirthshauszimmer auf Einen Platz in Ordnung hinzulegen, lagen sie zerstreut und unordentlich herum. Daher kams, daß ich beym Zusammensuchen die Geldkatze übersah. Nach meiner Abreise mögen Fremde ins Zimmer gekommen seyn, und das Geld genommen ha-

ben. Ich armer, unglücklicher Mann! Sie reisen durch N. Erkundigen Sie sich gütigst doch auch um mein Geld. Vielleicht findet es sich noch.

Doris und ihr Vater nahmen den größten Antheil an dem bedeutenden Verluste des Bekannten, suchten ihn zu trösten und versprachen, in N. Nachfragen anzustellen.

Der arme Mann! sagte Doris, als der Bekannte fortgegangen war.

Er wäre nicht so unglücklich geworden, versetzte der Vater, wenn er seine Sachen ordentlich beysammen gehalten hätte. Die böse, unselige Unordnung!

Doris reiste mit ihrem Vater ab. Sie kamen in N. an. Zu ihrer Freude hörten sie, daß sich das verlorne Geld gefunden habe. Der Vater schrieb dieses sogleich an seinen Bekannten nach Leipzig.

Herzlich war der Empfang, als die Reisenden wieder nach Hause kamen. Doris zeigte der Mutter, was ihr der Vater in Leipzig gekauft hatte. Darunter befand sich auch das längst versprochene Buch: Theone. Ein Geschenk für Töchter, zur Bildung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls. Ein Seitenstück zur Iduna. (Frankfurt a. M. bey Wilmans.)

Doris stellte die Theone zur Iduna, und las fleißig und mit Nachdenken darin. Stets ist sie ein Muster der Ordnungsliebe geblieben.

24.

Die rachsüchtige Babett.

Babett befand sich in der Schule. Der Lehrer dictirte seinen Schülerinnen eine Fabel von Pfeffel. Auf Ein Mahl wurde Babett laut und immer lauter. Du garstiges Geschöpf! du häßliche Sau! rief sie mit vernehmlicher Stimme.

Was soll das heißen? fragte der Lehrer. Babett, wie unterstehest du dich, solche häßliche Ausdrücke zu gebrauchen? Rede, was fehlt dir?

Da sehen Sie nur her, sprach Babett und schluchzte, Amalie hat meine Schrift und mein Kleid mit Tinte begossen. Soll mich das nicht schmerzen?

Der Lehrer kam hinzu, und sah, daß dem wirklich also sey. Er wurde unwillig, und gab Amalien einen harten Verweis. Sie weinte bitterlich, und versicherte, daß sie aus Versehen etwas Tinte vergossen habe.

Nein! nein! rief Babett, sie hat es mit Fleiß gethan! Sie ist mir spinnefeind, wo sie mir schaden kann, thut sie es.

Das ist nicht wahr, Babett! riefen mehrere Mädchen. Amalie ist unschuldig. Wir haben es gesehen, wie ihr das Tintenfaß aus der Hand entschlüpfte. Sie hat dich auch gleich um Verzeihung gebethen. Aber davon wolltest du nichts wissen, und schimpftest sie sogleich ein garstiges Mädchen, eine häßliche Sau.

Schweigt ihr nur still! rief Babett. Eine Krähe pickt der andern nicht gerne das Aug aus. Ihr seyd nicht besser als sie. Statt, daß sie hätte aufmerken sollen, hat sie verschiedene Zerrbilder in ihrem Schreibebuche hingemahlt. Da sehen Sie nur ihr Buch.

Babett riß Amalien das Schreibebuch aus der Hand, und zeigte es dem Lehrer, Herrn Rosenkranz. Dieser überzeugte sich nun selbst, daß Babett wirklich wahr geredet habe.

Lieber Lehrer, sagte jetzt Amalie, ich habe auf jedes Ihrer Worte gemerkt, und will Ihnen alles wieder sagen, was Sie vorgetragen haben. Meine Feder, die ich beym Dictando-Schreiben nöthig hatte, war zu hart; ich wollte sie etwas weicher machen, und drückte mit der Spitze auf dieses Blatt, fuhr so herum, und so entstanden diese Figuren.

Der Lehrer schüttelte den Kopf. Amalien legte er eine Geldstrafe auf, wegen des Schadens, den sie Babetten zugefügt hatte. Weiter geschah ihr aber auch nichts.

Damit war Babett nicht zufrieden, und gab dieß deutlich genug zu erkennen. Sie wünschte im Herzen, daß Amalie hart bestraft werden möchte, ob sie gleich selbst überzeugt war, sie sey unschuldig.

Als die Schule zu Ende war, machten mehrere Mädchen Babetten bittre Vorwürfe. Wir wissen es wohl, sprach eines von ihnen, was die Ursache deines falschen Betragens gegen Amalie ist. Sie hat dir schon mehrmahls unverhohlen die Wahrheit gesagt; dadurch bist du beleidigt worden; jetzt wolltest du ihr dieses vergelten. Rachsucht und nichts als Rachsucht hat dich zur Anklägerinn gemacht.

Babett entfernte sich mit bitterem Unwillen. Sie fühlte sich getroffen. Ihr Herz glühte vor Rache, und sie wünschte nichts sehnlicher, als die Mitschülerinnen, die sich gegen sie erklärt hatten, dieß entgelten zu lassen. Gelegenheit dazu fand sich bald.

Eine gute Freundinn von Babett, Fritzchen, feyerte ihren Geburtstag. Sie hatte viele Mädchen eingeladen, um an dem Schmause und dem Balle Theil zu nehmen, den ihre Aeltern an diesem Tage gaben. Fritzchen war mit Amalien immer viel umgegangen, und wollte, daß sie an ihrem Feste auch Antheil nehmen sollte. Aber Babett, die sie dabey zu Rathe zog, setzte sich dagegen, und wußte Fritzchen dahin zu bringen, daß Amalie und alle die Mädchen, die in der Schule gegen Babett gezeugt hatten, nicht eingeladen wurden.

Bey der Feyer des Geburtsfestes war Babett sehr lustig, und mitunter auch tükkisch. Mehrere Mädchen erkundigten sich bey Babett, warum Amalie und noch einige andere Freundinnen fehlten. Die rachsüchtige Babett nahm das Wort, und erzählte besonders von Amalien so viel Böses, daß alle über ihre Reden erstaunten, und über die Spöttereyen unwillig wurden, die sie sich erlaubte.

Als Fritzchen späterhin erfuhr, daß Babett aus Rachsucht gegen Amalien geredet und gehandelt hatte, wurde sie böse auf sie, und machte ihr Vorwürfe.

So wie Babett bey dieser Gelegenheit sich benahm, so handelte sie gewöhnlich. Es war ihr schon fast zur Natur geworden, sich an denjenigen, von denen sie sich beleidigt glaubte, zu rächen, und Böses mit Bösem zu vergelten. Der unselige Geist der Rach-

sucht beherrschte ihr Herz, und verunstaltete es.

Einmahl ließ sich der Lehrer derjenigen Anstalt, die auch Babett besuchte, über das Schändliche der Rachsucht aus. Der edle Mensch, sagte er, verzeiht und vergißt leicht erlittene Beleidigungen und erwiedert sie nie. Nur niedre Seelen rächen sich gern. Rachsucht vertilgt in unserm Herzen die schönsten, edelsten Gefühle, die Gefühle der Menschenliebe und Gutmüthigkeit, hält unser Gemüth in immerwährender aufreibender Leidenschaft, schadet unsrer Gesundheit, reißt uns zu Ungerechtigkeiten hin, macht uns Gott und Jesu unähnlich, und bey allen guten Menschen verächtlich. Er erzählte bey dieser Gelegenheit mehrere Beyspiele von edlen Menschen, die sich durch edle Versöhnlichkeit ausgezeichnet hatten.

Die Worte des Lehrers machten auf Babett viel Eindruck, aber er war nicht bleibend. Ihr Herz blieb rachsüchtig. Man kannte sie von dieser Seite in der ganzen Stadt, und verachtete und haßte sie.

Als Frau äußerte Babett ihre Rachsucht sehr oft. Sie besaß viel Eitelkeit. Diejenigen, die ihr nicht schmeichelten, verdarben es mit ihr ganz, und mußten es sich gefallen lassen, ihre Rache zu fühlen, und von ihr verleumdet, verspottet und verlästert zu werden. Sie bildete eine kleine Gesellschaft von Frauen, die nicht besser gesinnt waren als sie. Derjenige war zu bedauern, der der Gegenstand des Hasses dieser rachsüchtigen Damen wurde.

Von wahrer Freude wußte Babette nichts, denn welches rachsüchtige Herz könnte etwas von wahrer Freude wissen? Nur Verdruß, Zwietracht und Elend verbreitete sie so lan-

ge sie lebte. Daher war alles froh, als sich ihr Auge schloß. Wenige folgten ihrer Leiche zu Grabe, und selbst ihre Geistesschwestern, mit denen sie manches rechtschaffene Herz zu kränken suchte, vergossen nicht Eine Thräne um sie. Ihr Andenken blieb nicht im Segen.

25.

Die sanfte Sina.

Sina war ein liebes, holdes Mädchen. Schön von Gesichte, nahm sie noch mehr durch Schönheit des Herzens für sich ein. Sanftmuth und Milde war ein Hauptzug in ihrer Gemüthsart. Ihre Aeltern konnten stolz seyn auf eine solche Tochter.

Sina hatte einen Bruder. Er hieß Alexander. Der war von heftigem Gemüthe und aufbrausendem Temperamente. Oft belästigte er die Schwester mit Bitten, Drohungen und Neckereyen. Sina gehorchte ihm zwar

nicht, und ließ sich von dem Brausekopf nicht demüthigen; aber sie wußte durch ihre Sanftmuth ihn bald zur Ruhe zu bringen, ihn anderes Sinnes zu machen, und für sich zu gewinnen.

Ich weiß nicht, wie das zugeht, sprach einst bey heitrer Laune der Bruder, daß Sina so viel Gewalt über mich hat. Oft möcht' ich alles umrennen und werde auf Ein Mahl hübsch gelassen, wenn sie mir zuredet; bisweilen steigt mein Stolz zum Uebermuthe, aber so wie Sina mir Vorstellungen macht, werde ich bescheiden und demüthig. Gestern erst war ich so böse, so wild, daß ich gern die ganze Welt über den Haufen geworfen hätte. Da kam Sina, redete einige freundliche Worte, streichelte mir die Wangen, und weg war mein Trotz, ich wurde freundlich wie ein Ohrwürmchen.

Das macht die Sanftmuth Sinas, sprach der Vater, mit bedeutendem Tone. Nichts besiegt und besänftigt das tobende Herz leichter als weibliche Sanftmuth.

Das muß wohl so seyn, versetzte Alexander. Denn andere Mädchen haben nie auf mich so viel gewirkt als meine Schwester. Aber keine ist auch so sanft als sie. Winzers Lotte — sie ist verständig — sie ist brav, aber die besänftigt mich nicht. Letzthin war ich mit Lorenz im Streite. Er hatte mich beleidigt. Ich wollte es ihm vergelten, und es entstand zwischen uns ein heftiger Zank. Da kam Lotte, und fuhr mich unsanft an. Gib dich mit Lorenz nicht ab, rief sie mir zu; wenn er ein Grobian ist, so mußt du kein Flegel seyn. Sie that mir jetzt Vorstellungen, die sehr verständig waren, aber sie that sie mir in einem har-

ten, barschen Tone, und behandelte mich mit derber Strenge. Statt daß ihre Vorstellungen mich bestimmt hätten, Lorenzen in Ruhe zu lassen, brachten sie mich noch mehr gegen ihn auf, und da Lotte nicht aufhörte, mir zuzureden und zu drohen, war ich nahe daran, sie beym Arm zu nehmen, und fortzujagen. Jetzt kam Schwester Sina. Ihr milder, freundlicher Blick, ihr sanftes Wesen, der Wohlklang ihrer Stimme — dieß alles machte Eindruck auf mich. Mit liebenswürdiger Sanftmuth bath sie mich, dem Streit ein Ende zu machen. Ich reichte Lorenzen die Hand, und wir waren gute Freunde.

So wirkte Sina schon als ein junges Mädchen auf ihren Bruder und andere Knaben. Als sie älter war, herrschte sie durch Sanftmuth über viele Herzen, die ihr mit Liebe zugethan waren. Ihr Leben glich größ-

tentheils einem stillen, heitern Frühlinge. Selbst über trübe Tage verbreitete ihr sanftes Wesen einen milden, rosenfarbnen Schein. Niemand konnte sie ohne Theilnahme und Vergnügen auch nur ansehen. Sie beglückte einen braven Mann, und hinterließ vier trefflich erzogene Kinder.

Milder Blick und sanfter Sinn
Reißen Herz und Augen hin.

26.

Schadenfreude.

Es ist ihr schon recht geschehen! sprach Fiekchen mit sichtbarer Freude, als sie von Fanny hörte, daß Karolinchen auf einem Balle nicht viele Tänzer gefunden hatte. Das stolze, schnippische Ding hat immer die Nase zu hoch getragen, und geglaubt, sie sey die Prinzessinn des Kaisers von China. Nun hat sie gesehen, daß die übrige Welt ganz anders von ihr denkt, und daß man von ihrer Hoheit keine zu große Meinung hat. Es ist schon gut, wenn solche stolze Narren gedemüthigt werden.

Du machst es aber auch gar zu arg, versetzte Fanny. Karolinchen ist nicht so schlimm als du vorgibst. Sie besitzt etwas Eitelkeit, aber welches Mädchen ist frey davon? Manche gute Eigenschaften kann man ihr nicht streitig machen. Sie ist gefällig —

Was? gefällig? rief Fiekchen. Denke dir nur, letzthin schicke ich zu ihr und lasse sie um ihre Zitternadel bitten. Glaubst du, daß sie mir sie schickte? Sie hätte sie dießmahl selbst nöthig, ließ sie mir sagen.

Und dem war wirklich also, erwiderte Fanny. Karolinchen hat es mir kurz darauf selbst erzählt, und es bedauert, daß sie dir nicht gefällig seyn konnte. Sie war zu einem Gastmahle eingeladen, hatte bereits die Zitternadel aufgesteckt, und konnte sie nicht mehr hergeben, wenn sie ihren Schmuck nicht ändern wollte, wozu keine Zeit war.

Rede du, was du willst, sprach Fiekchen. In meinen Augen bleibt sie ein ungefälliges Mädchen. Doch das hätte ich ihr noch hingehen lassen. Aber letzthin hat sie mich stark beleidigt. Wir waren bey Willibalds miteinander in Gesellschaft. Wir spielten und tanzten. Glaubst du, daß sie sich die Mühe genommen hätte, mit mir zu reden. Nur abgebrochene Worte sprach sie zu mir.

Liebes Fiekchen, versetzte Fanny, du verlangst aber auch zu viel. Beym Spiele ist es ja nicht möglich, viel zu sprechen.

Nein! nein! entgegnete Fiekchen, ihr Hochmuth war Schuld daran, daß sie gegen mich so stumm that. Ich war ihr zu gering; sie schämte sich, mit mir viel zu sprechen. Und dann hättest du sehen sollen, wie schön sie beym Tanze allen that. Ich konnte das nicht über mein Herz bringen;

denn ich bin keine Schmeichlerinn. Was geschah? Ich blieb sitzen, sie aber tanzte in Einem fort.

Mißtrauisches Mädchen! versetzte Fanny. Karolinchen ist gewiß auch daran unschuldig. Du weißt, sie tanzt sehr gut. Du hast deine Tanzstunden noch nicht lange angefangen — —

Schon gut! schon gut! rief Fiekchen. Ich freue mich herzlich, daß es ihr auf dem Balle nicht besser gegangen ist. Sie soll es auch fühlen, wie weh' es thut, wenn man übersehen wird.

Fanny ging bald fort, und tadelte im Herzen Fiekchens schadenfrohes Gemüth. Was für eine häßliche Sache ist doch die Schadenfreude, dachte sie bey sich, sie raubt dem Menschen alle Liebenswürdigkeit und macht ihn blind und ungerecht gegen andere.

Fiekchen aber freute sich in Einem fort darüber, daß Karolinchen auf dem Balle gedemüthigt worden sey, lief zu ihren sogenannten Freundinnen, und erzählte ihnen dieß mit sichtbarem Vergnügen und manchen Zusätzen. Wie sehr verdroß es sie aber, als sie hörte, Karolinchen sey deßhalb nicht zum Tanze aufgefordert worden, weil sie sich gerade nicht wohl befand, was die meisten Tänzer wußten.

Nicht lange darauf bekam Fanny ein neues lillafarbenes Kleid, das ihr nicht übel ließ. Eines Sonntags kam sie in demselben mit Fiekchen in einer Mädchengesellschaft zusammen. Auch die letztere hatte ein neues Kleid, und glaubte, aller Augen würden nun auf sie und ihren Anzug gerichtet seyn. Fanny hatte das Unglück, daß ihr Kleid besser gefiel, und daß alle Mädchen dasselbe dem Kleide Fiekchens vorzogen.

Dieß raubte der eitlen Fiekchen nicht nur alle gute Laune, sondern sie wurde auch im Herzen auf Fanny böse. Sie hat es darauf angelegt, mich zu verdunkeln, dachte sie heimlich.

Die Gesellschaft begab sich in den Garten. Hier begegnete Fannyn der Unfall, daß sie mit ihrem hübschen Kleide an einem Baumaste hängen blieb, und es unten stark zerriß. Das machte sie bestürzt. Auch die andern Mädchen erschraken, und bedauerten die gute Fanny. Fiekchen that gleichfalls mitleidig, und rief Ein Mahl über das andere aus: Arme Fanny! Schade um das schöne Kleid! Aber in Fiekchens Herzen lag der Schalk. Sie freute sich heimlich über Fannys Unglück, und konnte ihre schadenfrohe Empfindung nur mit Mühe verbergen. Wer möchte gern an ihrer Stelle seyn? Wer

findet ihre Schadenfreude nicht schändlich und verächtlich?

Fiekchen war in der ganzen Stadt als ein schadenfrohes Mädchen bekannt. Niemand liebte sie recht innig, und alle, die ihr Herz kannten, waren mißtrauisch gegen sie.

Sie befand sich in einem Mädchen-Institute. Ihre Erzieherinnen hatten bald die böse Neigung ihres Herzens, sich über anderer Unfälle zu freuen, wahrgenommen, und sie liebreich ermahnt, sie zu unterdrükken. Ein edler Mensch, hieß es, will allen wohl, und freut sich nur über das Glück seiner Nebenmenschen. Nur unedle, niedrige Seelen können sich über fremdes Unglück freuen.

Aber solche Vorstellungen machten auf Fiekchen keinen bleibenden Eindruck. Eines Tages gerieth sie mit Molly über eine geringfügige Kleinigkeit in einen heftigen Streit.

Eine Erzieherinn untersuchte die Sache, und gab Molly Recht. Fiekchen mußte schweigen, aber voll Rache schielte sie nach Molly, und that so, als habe sie nicht übel Lust, dieselbe zu verschlingen.

Noch an demselben Tage wurde von dem Institute ein Spaziergang gemacht. Molly stolperte auf der Strase, und fiel der Länge nach hin. Mehrere Menschen, die in der Nähe standen, erschracken über diesen Fall. Die Erzieherinn, von der die Mädchen begleitet wurden, und diese alle geriethen in Bestürzung, sprangen hinzu, und suchten der armen Molly aufzuhelfen. Nur Fiekchen blieb ungerührt; ja sie hatte sogar die Unverschämtheit, bey Mollys Falle höhnisch zu lachen, und dadurch ihre Schadenfreude zu äußern.

Mit größtem Unwillen wurde dieß von der Erzieherinn bemerkt. Mollys Hände blu-

teten; auch an der Stirne trug sie eine Wunde davon, und das ganze Institut kehrte mit ihr nach Hause zurück. Hier versammelten sich alle Erzieherinnen, und nahmen herzlichen Antheil an Molly's Unfalle. Mit dem größten Unwillen vernahmen sie, daß Fiekchen so lieblos und böse gewesen sey, und über Molly's Fall schadenfroh gelacht habe. Das ganze Institut wurde zusammengerufen. Fiekchens Benehmen wurde geschildert; alle sahen mit tadelnden Blicken auf sie; alle mißbilligten durch Worte und Geberden ihre schändliche That. Beym Abendessen mußte sie in einiger Entfernung von der Tafel stehen. An ihrem Halse hing eine Tafel mit den Worten:

Der Schadenfrohe gehört nicht in die Gesellschaft guter Menschen.

Dieser Vorfall machte auf Fiekchen den tiefsten Eindruck. Unter Thränen versprach

sie, in Zukunft auf ihrer Huth zu seyn, und sich vor der bösen Neigung ihres Herzens, vor Schadenfreude, in Acht zu nehmen.

Dann wird man dich edler, dann wird man dich mit mehr Freundlichkeit, Liebe und Vertrauen behandeln, sprach eine von den Erzieherinnen.

In ihren guten Vorsätzen wurde Fiekchen durch einige unangenehme Vorfälle bestärkt, die ihr begegneten. Sie hatte auf öffentlicher Straße mehrmahls Unfälle, und wurde von schadenfrohen Gassenjungen belacht. Dieß schmerzte sie sehr. Sie fühlte nun selbst, wie weh' es dem Menschen thue, wenn sein Unglück durch anderer Schadenfreude noch vergrößert wird.

Es gelang ihr nach und nach glücklich, die Neigung ihres Herzens zur Schadenfreude zu bekämpfen, und seitdem erst war sie ein gutes, liebenswürdiges Mädchen.

27.

Schmeicheley.

Die kleine Minna war ein sehr gefälliges, artiges Mädchen, die viele Menschen lieb hatten. Sie sagte allen gern etwas Angenehmes, streichelte gern die Wangen anderer, und lobte auch da, wo wenig zu loben war. Man nannte sie hie und da eine Schmeichlerinn, und das nicht mit Unrecht.

Minna liebte besonders Mädchen von guter, heitrer Laune. Solch' ein Mädchen war Sophie. Die hatte zwar manche Fehler,

aber Minna sah darüber hinweg, und suchte Sophieens Freundschaft. Sie lud sie oft zu sich, that ihr sehr schön, sagte ihr viel freundliches, und lobte sie oft ins Gesicht so stark, daß Sophie darüber erröthen mußte.

Liebe Tochter, sagte eines Tages die Mutter zu Minna, du erhebst Sophieen über alles. Ist dir nicht auch manche schwache Seite an ihr bekannt?

Das wohl, liebes Mamachen, versetzte Minna, aber ich kann nicht anders; ich muß ihr schon schön thun. Sie ist ein lustiges Mädchen. Auch ist sie mir in mancher Hinsicht nützlich. Sie hat hübsche Bücher, die sie mir leiht; sie weiß viele unterhaltende Geschichten, die sie mir erzählt, und eine Menge ganz artiger Spiele; auch bekommt sie von der Gräfinn bald herrliche Muskateller, bald Orangen, bald Ananasse; von alle dem bekomme ich auch immer etwas.

Ich muß ihr schön thun, daß sie mich lieb behält. Um alles in der Welt möcht' ich es mit ihr nicht verderben!

So! so! sprach die Mutter. Man sieht, daß Minna ganz uneigennützig ist! Du! du! treibe es nicht zu arg. Das Schmeicheln ist eine Sache, die mir nicht gefällt. Es ist gewöhnlich bald mit weniger, bald mit mehr Falschheit verbunden.

Eines Abends saß Minna bey der Mutter. Eben war eine Gespielinn von ihr weggegangen. Wie kommt es, meine Tochter! sprach die Mutter, daß du eben von Sophieen übel gesprochen hast? Sonst hast du ihr beständig deine Lobrede gehalten, und erst gestern schmeicheltest du ihr ins Gesicht so sehr, daß ich schon anfing, unwillig darüber zu werden.

Unwillig? liebes, gutes, goldnes Mamachen! sprach die Schmeichlerinn, o könnten

Sie Ihre Tochter wohl unglücklich machen? Nein! nein, das können Sie nicht. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit Sophieen zusammenhängt. Als die Gräfinn noch hier war, ha, da waren goldne Zeiten! da war es gut, mit Sophieen umzugehen! Jetzt seitdem die Gräfinn fort ist, will es mir bey ihr nicht mehr gefallen; ich finde sie seit dieser Zeit nicht mehr so witzig, unterhaltend und verständig.

Also nun glaubst du dich berechtigt, ihr etwas anzuhängen, und ihre Fehler aufzudecken? Ich habe dir schon oft gesagt, daß mit der Schmeicheley gewöhnlich auch Falschheit, bald mehr, bald weniger, verbunden sey. Schmeichler thun schön, so lange es andern wohlgeht, geht es diesen übel, so wenden sie ihnen den Rücken, und verrathen oft ihre Fehler. Schmeichler sind dann die schlimmsten Verräther.

Mamachen! gutes, herzliebstes Mamachen! versetzte Minna, Ihre Worte kränken mein Herz. Machen Sie mir keinen Kummer. Sie sind ja immer die Liebe, die Güte selbst. Sie sind mein Alles; ich bin unglücklich, wenn ich Ihre Liebe und Ihr Vertrauen verliere.

Daß du nicht zu den schlimmsten Schmeichlerinnen gehörst, weiß ich wohl, aber du könntest es werden, wenn ich dich darauf nicht aufmerksam machte. Nimm dich in Acht, meine Tochter!

Die Mutter wurde nun von Sophieen gebethen, ihr eine Geschichte zu erzählen.

Der Vater kam auch hinzu, und wollte sie mit anhören.

Für heute erzähle ich dir nur ein Geschichtchen von wenigen Sätzen, sprach die Mutter. Aber es kann dir nützlich werden:

Ein kleines Mädchen liebte die Thiere, besonders die Katzen sehr. Sie ruhte nicht eher, bis ihre Großmutter ihr ein Kätzchen schenkte, welches sie Nette nannte. Ihr liebes Nettchen mußte beständig um sie seyn. Das Thier wurde mit guten Bissen gefüttert, und sorgfältig gepflegt. Dafür benahm es sich auch ganz artig. Es leckte der kleinen Besitzerinn Gesicht und Hände, wedelte freundlich mit dem Schwanze, und streichelte sie oft mit den Tätzchen. Darüber hatte das Mädchen keine kleine Freude. Du bist mein liebes Nettchen! rief sie oft. Nette war eine ausgelernte Schmeichlerinn. Eines Tages aber vergaß das Mädchen, ihr zu Mittage von dem Braten zu reichen, der auf den Tisch kam. Nette wurde böse darüber, und schielte mit Katzenzorne nach ihrer Besitzerinn hin. Nach Tische setzte sich diese auf das Sopha, und nahm auch das

Kätzchen mit hin. Aus Versehen setzte sie sich auf Nettens Schwanz. Diese heulte und zerkratzte das Mädchen, so daß Blut kam. Das Mädchen wollte Netten beym Ohre zupfen, diese schnappte nach ihr, und biß sie in die Hand. Von nun an traute sie Netten nicht mehr, und schaffte sie nach wenigen Tagen fort.

Diesem Kätzchen gleichen die Schmeichler. In der Regel sind sie voll Falschheit.

Recht bemerkt! fiel der Vater ein. Schmeicheley mag ich daher nicht leiden. Sie ist mir in der Seele zuwider. Nun hört mich! Auch mein Geschichtchen ist kurz:

In meiner Vaterstadt lebte ein Mädchen. Es hieß Jeanette. Dem wurden von den Dienstbothen immer schöne Worte vorgesagt, und andere Menschen schmeichelten ihm auch, denn die Aeltern waren reich. Jeanette hieß

überall das schöne, liebenswürdige Kind. Durch diese Schmeicheleyen brachte man es dahin, daß sie eine sehr hohe Meinung von sich bekam. Eine vernünftige Tante bemerkte die Gefahr, in der ihre Nichte schwebte. Sie that ihr ernsthafte Vorstellungen. Jeanetten behagten sie nicht, denn sie war nur an Schmeichelworte gewöhnt; verhaßt und widerlich klang ihr die Wahrheit. So verblendet wuchs sie auf. Sie heurathete einen Großhändler. Es drängten sich nun viele Schmeichler an sie, von denen sie bis zum Himmel erhoben wurde, die wurden dafür von ihr zu Tische geladen und fütterten sich bey ihr gar treflich. Die Schmeichler nannten sich ihre Hausfreunde, und versicherten, für Jeanetten würden sie Gut und Blut hergeben. Was geschah? Es entstand ein Krieg mit Frankreich. Die Franzosen rückten in die Stadt ein, in der sie wohn-

te, und statteten ihre ersten Besuche bey den Großhändlern ab, welche diese Ehre theuer bezahlen mußten. Denn ihre Cassen wurden geleert, und Jeanettens Mann wurde beynahe zum Bettler.

Jeanette war in der größten Bestürzung. Sie hoffte, ihre Hausfreunde würden ihren Mann unterstützen und retten. Aber diese feinen Herren waren wie verschwunden. Keiner von ihnen ließ sich wieder sehen, und Jeanette fühlte nun wohl, daß sie von elenden Schmeichlern umgeben gewesen sey. Ihre nunmehrige Lage war äußerst traurig. Gewohnt an Schmeicheleyen, die nun ausblieben und an ein bequemes Leben, das nun aufhörte, fühlte sie sich sehr unglücklich. Der tiefe Gram darüber machte, daß sie schon in ihrem dreyßigsten Jahre ein Raub des Todes wurde.

Minna nahm dieses zu Herzen, und schränkte ihren Hang zur Schmeicheley ein. Sie blieb artig, gefällig und verbindlich, ohne eine Schmeichlerinn zu seyn.

28.

Sparsamkeit.

Ey du Geitzhälschen! sagte Ludovike zu Linna, du hast also von dem Gulden, den du bekommen hast, erst sechs Groschen ausgegeben? Das heiß ich geitzen und knickern! Weißt du, wie viel ich von meinem Gulden noch habe? Nichts! keinen Heller mehr. Du verstehst allein die Kunst, Geld zusammen zu scharren.

Linna lächelte. Und du verstehst die Kunst, andern Unrecht zu thun, erwiderte sie. Liebe Ludovike, du beurtheilst mich sehr falsch.

Es ist wahr, ich gebe nicht gern Geld aus ohne Noth und für unnütze Dinge. Aber deßhalb bin ich nicht geitzig. Ich bin nur sparsam.

Linna! rief jetzt der Vater, komm' einmahl her. Sieh', der Mann da hat allerliebste Nadelbüchschen. Uebermorgen ist Julchens Geburtstag. Du könntest für sie eines kaufen.

Der Linna war dieß sehr willkommen. Sie erhandelte das schönste Nadelbüchschen für sechs Groschen, lief nach ihrem Gelde, und bezahlte es. Ludoviken gefielen die Nadelbüchschen ungemein. Ach, jammerschade, daß ich kein Geld mehr habe, sagte sie, ich würde auch Eines für Julchen kaufen.

Sieh, wie gut es ist, sagte Linna ganz leise, daß man hübsch sparsam ist, man hat dann, wann man braucht.

Julchen empfand über Linnas Geschenk eine große Freude. Als dieß Ludovike erfuhr, ärgerte sie sich noch mehr, daß sie ihr Geld so schnell ausgegeben, und sich dadurch außer Stand gesetzt habe, Julchen auch ein angenehmes Geschenk zu machen.

Ein Paar Tage darauf ging Linna mit Ludoviken spazieren. Sie stießen auf einen Mann, der einst Soldat gewesen war, und dem im Kriege beyde Füße und Arme zur Hälfte abgeschossen wurden. Er schleppte sich auf hölzernen Beinen elendiglich herum. Sein Anblick mußte auch das fühlloseste Herz bewegen. Die zwey Mädchen nahmen an seinem Unglücke den lebhaftesten Antheil. Nun verdrießt es mich erst recht, daß ich mein Geld schon ausgegeben habe, sprach Ludovike.

Linna zog ihren Geldbeutel hervor, und gab dem Unglücklichen ein Paar Groschen. Er dankte mit gerührter Seele.

Du hast recht, Linna, sprach Ludovike, es ist um die Sparsamkeit eine gar hübsche Sache. Wer spart, ist dann auch im Stande, Unglückliche zu unterstützen. Aus diesem Grunde sollte jeder Mensch sichs zur Pflicht machen, sparsam zu seyn.

Ludovike fing von nun an, Linnas Beyspiele zu folgen, und sich auch der Sparsamkeit zu befleißigen. Linna aber ging auf dem guten Wege fort, den sie betreten hatte. Ohne geitzig zu seyn, war sie stets sparsam; sie kam daher nie in Geldverlegenheit, und sah sich im Stande, andere in ihrer Noth zu unterstützen.

29.

Spottsucht. *)

Allerliebst! rief Philine in spöttischem Tone, da hat die Karoline sogar eine Reiherfeder auf ihrem sammtnen Hute! doch was sag' ich! hätt' mich bald versprochen! Eine Hahnenfeder ists! tausend, eine Hahnenfeder! Nun muß man Respect haben!

*) Man vergleiche die Erzählung: die Spötterinn in der Schrift: Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Theile. Frankft. a. M. bey Wilmans.

Wie gravitätisch sie einhergeht! Gleich einem Kikrikihahne, der auf einen Misthaufen steigt, tappelt sie einher. Tippe tappe! bravo! nur den Kopf recht hoch getragen!

So sey doch nicht so laut, sprach Euphrosine, eine gute Bekannte von Philinen. Du schreyst so sehr, daß sie dich hören kann.

Glaube das doch ja nicht, erwiderte Philine. Sie ist mit ihren Gedanken im Himmel, uns arme Menschenkinder vernimmt sie nicht. Wir kriechen auf der Erde herum, indem sie weit, weit über die Sterne fliegt.

Das verdammte Spötteln kannst du doch immer nicht lassen, versetzte Euphrosine. Es läßt dir gar nicht gut, und macht deinem Herzen keine Ehre. Selbst dein Gesicht wird dadurch entstellt. Es ist ein Zug darin, der keinen guten Eindruck macht.

Philine. Du weißt wohl, wo ein guter, geschickter Mahler wohnt? Einer aus Italien, wenn möglich aus Rom oder Mayland?

Euphrosine. Warum das? Willst du dich etwa mahlen lassen?

Philine. Ey, wie käme ich dazu? Ich habe ja einen Zug im Gesichte, der keinen guten Eindruck macht, es wird wohl ein recht böser Zug seyn; der möcht' in einem Gemählde nicht zum besten lassen. Ich möchte wohl aber jemanden anders mahlen lassen; einen Engel in weiblicher Gestalt, der voll schöner und guter Züge ist. Er heißt — Euphrosine.

Dein Spott wird beleidigend, versetzte Euphrosine. Ich verdiene es nicht, daß du mich so behandelst. Meine Erinnerung war gut gemeint; dafür belohnst du mich mit kränkenden Worten. Wüßtest du nur, wie

man über deine Spottsucht in der ganzen Stadt urtheilt. —

Und wie denn? fragte Philine; darf ichs nicht wissen? Es werden wohl auch sehr vornehme, und sehr kluge und hochweise Leute über mich übel urtheilen? Lauter Leute mit guten, schönen Zügen im Gesichte; nicht wahr?

Euphrosine nahm ihr Ridicül, und ging mit den Worten: wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, davon.

Philine machte sich nun vorzüglich über Euphrosinen lustig. Der letzten Worte wegen gab sie ihr den Nahmen geheime Räthinn. So oft sie dieselbe sah, hieß es: Aufgeschaut! die geheime Räthinn kommt! Beguckt sie recht! Sie hat ein Gesicht voll schöner, guter Züge. Sie ist ein Engel — zum Mahlen schön! —

So wie Philine es mit Karolinen und Euphrosinen trieb, so trieb sie es mit allen Menschen, selbst mit ihren besten Freundinnen, wenn diese ihr etwas zu nahe traten. Sie hatte das Unglück gehabt, sehr früh' ihre Mutter zu verlieren, und in die Hände einer Muhme zu gerathen, die sehr spottsüchtig war. Von ihr wurde sie mit dem unseligen Hange zur Spötteley angesteckt, und bald eine Meisterinn in dieser heillosen Kunst, die allen guten, edleren Menschen verhaßt ist.

Einmahl befand sich Philine in Gesellschaft. Es waren in der Stadt, in der sie wohnte, ein Paar Familien angekommen, welche Töchter hatten. Um diesen Bekanntschaften zu verschaffen, wurden viele Stadtmädchen zu ihnen eingeladen; unter diesen befand sich auch Philine. Ihr Vater, Herr Hillinger, sagte zu ihr, als sie fort-

ging: Benimm dich artig und gefällig. Herr von Hall, zu dessen Töchtern du gehest, ist ein sehr einsichtsvoller und angesehener Mann. Ich hoffe mit ihm in Verbindung zu kommen. Begegne ihm mit aller Ehrfurcht, denn er kann uns sehr nützen.

Philine war mit den Fremden bald bekannt. Herrn von Hall bekam sie aber nicht zu Gesichte. Sie schäkerte, und hatte manche gute Einfälle, welche gefielen, und zum Lachen reitzten. Dieß bewog Philinen, ihren Witz zu zeigen. Bald aber fiel sie auf Spötteleyen, und bemerkte dabey nicht, wie übel dieß auf die fremden Mädchen wirkte. Sie waren ihr schon im Herzen abgeneigt, während sie immerfort glaubte, sie unterhalte die Gesellschaft aufs beste.

Philine stellte sich an das Fenster. Auf Ein Mahl fing sie an zu lachen. Kommt nur her! rief sie ihren Freundinnen zu. Dort

kommt ein kurioser Mann gegangen. Sagt, hat er nicht eine wahre Gurkennase? Als bey der Schöpfung die dicken Nasen ausgetheilt wurden, muß er einer der ersten dabey gewesen seyn.

In diesem Tone spottete Philine fort. Die fremden Mädchen kamen auch ans Fenster. Mein Gott! rief eine — was haben Sie zu lachen? Wissen Sie, wer dieß ist?

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als der Unbekannte in das Zimmer trat, über dessen Nase Philine sich eben lustig gemacht hatte. Die fremden Mädchen eilten ihm entgegen, küßten ihm die Hände, und benahmen sich gegen ihn mit vieler Ehrerbiethung.

Zu ihrer größten Bestürzung erfuhr Philine, daß dieß Herr von Hall sey. Sie gerieth in sichtbare Verlegenheit, und benahm sich sehr linkisch, als er sie anredete.

Du bist heute mit deiner Spottsucht übel angekommen, sprachen mehrere Mädchen zu Philinen. Warum kannst du dich auch nie mäßigen?

Philine war dießmahl über sich selbst sehr verdrießlich. Dieser Vorfall schadete ihr auch sehr. Herrn von Halls Töchter gestanden ihrem Vater, sie fühlten eine tiefe Abneigung gegen Philinen, indem sie eine heillose Spötterinn sey, und sich selbst über ihn lustig gemacht habe.

Wenn das ist, sprach Herr von Hall, so dürft ihr mir nie mit ihr umgehen. Ich freue mich, daß ihre Spottsucht einen so übeln Eindruck auf euch gemacht hat. Gewiß entstellet das Herz des Menschen nicht leicht etwas mehr, als der unselige Hang, sich über andere lustig zu machen. Spottsucht unterdrückt die edleren Gefühle, kränkt oft andere tief, und macht den, der daran

leidet, bey seinen Nebenmenschen verhaßt. Den Spötter flieht ein guter Mensch wie einen Aussätzigen. Selbst äußerlich stößt er schon zurück; denn gewöhnlich drückt sich sein böser Hang zum Spotte auch in seinem Gesichte unverkennbar aus.

Die Töchter des Herrn von Hall waren es sehr wohl zufrieden, daß ihnen der Vater verboth, mit Philinen umzugehen. Sie ließen wöchentlich Ein Mahl viele Mädchen zu sich einladen, und unterhielten sich mit ihnen oft ganze Abende auf eine eben so sittsame als angenehme Weise. Philine wurde nie in diese Gesellschaften gebethen, und wenn jene mit ihr an einem andern Orte zusammen kamen, sprachen sie nicht ein mahl mit ihr.

Darüber grämte Philine sich sehr; aber an der Verachtung, die ihr zu Theil wurde, war sie selbst Schuld. Ihr Vater er-

fuhr ihr leichtsinniges Betragen bey Herrn von Hall, und wurde auf sie mit Recht sehr unwillig. Herr von Hall besuchte ihn bisweilen, aber Philinen schien er immer nicht zu bemerken.

So üble Folgen zog Philinens Spottsucht für sie bey verschiedenen Gelegenheiten nach sich. Mehrmahls wurde sie selbst der Gegenstand muthwilligen Spottes. Sie beklagte sich darüber einige Mahle bey dem Vater; er sagte aber nichts weiter als die Worte: Was du nicht willst, daß dir andere Leute thun sollen, das thu' ihnen auch nicht.

Philinens Vater starb. Sie kam nun in das Haus eines Anverwandten, der ein sehr strenger Mann war. Hier wurde sie zu manchen beschwerlichen Arbeiten angehalten, und mit großer Strenge behandelt. Das wollte ihr Anfangs nicht gefallen, und sie bekam Lust, das Haus ihres Vetters zu verlassen,

und zu einem entfernten Oheim zu reisen. Sie beging die Unbesonnenheit, heimlich davon zu gehen. Kaum war sie aber zwey Meilen weit gekommen, als sie anderes Sinnes wurde, und nach ihrer Vaterstadt zurückkehrte. Hier hatte sich indeß das Gerücht von ihrem heimlichen Davongehen verbreitet, und es gab einige muthwillige Menschen, die, als sie wieder kam, mit Fingern auf sie zeigten, und laut einander zuriefen: Seht, da kommt ein Deserteur!

Dieser Spott kränkte Philinen sehr, und sie schalt die Spötter böse, schadenfrohe Leute. Ihr Vetter machte sie darauf aufmerksam, daß sie sich über solche Spöttereyen nicht zu beklagen habe, indem sie selbst Schuld an ihrer Kränkung, und auch eine böse Spötterinn sey.

Vorfälle dieser Art, und manche andere Unfälle, die Philinen trafen, wirkten vor-

theilhaft auf ihr Herz. Sie wurde milder und billiger. Ihre Spottsucht verlor sich am Ende ganz; ja es kam so weit, daß ihr kein Mensch verhaßter war als ein spottsüchtiger. Oft sagte sie: Erst seitdem ich meines Hanges zum Spotte los geworden bin, lebe ich. Bis dahin war mein Leben ein elendes, langweiliges Daseyn.

30.

Uneigennützigkeit.

Cölestine und Evchen waren zwey Schwestern. Die erstere war gewohnt, das Gute um des Guten willen zu thun, die andere war nur dann brav, wenn sie durch Lob und Vortheile dafür belohnt wurde. Du bist ja sehr beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen, sprach eines Tages Cölestine zu ihrer Schwester, die an einer Commode stand, und einräumte. Vor einer Stunde noch hattest du zu dieser Arbeit keine Lust, und wolltest dich zur Uebernahme derselben nicht

entschließen. Jetzt bist du so eifrig und so froh dabey.

Ich habe meine guten Gründe dazu, sagte Evchen. Vor einer Stunde wußte ich noch nicht, daß die Mutter für diese Arbeit einen Preis gesetzt hatte. Du weißt doch, daß sie mir ein allerliebstes sammetenes Häubchen versprochen hat, wenn ich in dem Kasten alles in Ordnung brächte?

Ach so! versetzte Cölestine lächelnd. Das hab' ich nicht gewußt.

Ja freylich! So verhält sich die Sache! rief Evchen. Sonst wär' ich gewiß nicht so flink und vergnügt. Gehorsame Dienerinn, daß ich dann mich so abarbeiten sollte wider nichts und für nichts!

So! so! erwiderte Cölestine. Du bist schlau.

Ein klein Bißchen schlauer als du, sprach Evchen. Du plagst dich nun seit drey Ta-

gen mit dem Hemde der Tante. Sauber nähst du, das ist wahr — es ist eine Freude, deine Arbeit anzusehen. Die Tante wird ihre Lust daran haben. Aber versprich dir nur nicht zu viel für deine Mühe. Am Ende hast du dich umsonst geplagt. Du hättest dich auf eine feine Art dieser Arbeit entziehen sollen.

Wie du auch denkst, Schwester! versetzte Cölestine. Glaubst du denn, daß ich um des Vortheils willen diese Arbeit übernommen habe? Davor sey Gott! Ich müßte mit mir selbst unzufrieden seyn, wenn ich so eigennützig wäre. Es macht mir Freude, der Tante einen Gefallen zu erweisen. Erreiche ich dieß, so bin ich belohnt genug.

Ich weiß es wohl, daß du so denkst, und daher bist du auch immer übel dran. Nie wird dir irgend ein beträchtlicher Lohn zu Theil. Du bist gut und dienstfertig, aber

gegen Leute, die alles dieß bald vergessen, du bist ein so lieber Narr, daß du die ganze Welt beglücken möchtest, ohne auf dein eignes Beste Rücksicht zu nehmen.

Ich glaube, nicht unrecht zu haben, versetzte Cölestine. Uneigennützigkeit ist ja, wie unser Lehrer oft gesagt hat, die vorzüglichste Tugend. Alle menschlichen Tugenden verlieren ihren Werth, wenn sie aus Eigennutz geübt werden.

Schon gut! erwiderte Evchen. Jedes handelt nach seinem freyen Willen und nach seiner Ueberzeugung. Sey du immerhin ein gutmüthiges Närrchen, ich mag es nicht seyn.

So dachten, so handelten beyde Schwestern. Cölestine blieb sich immer gleich, und man schätzte und liebte sie als ein gutes, edles Mädchen. Evchens Eigennutz war bekannt. Nur wenige Menschen waren ihr gewogen; allgemein verachtete man sie im

Stillen; denn Eigennutz ist jedem edlen Herzen zuwider, tödtet die besseren Gefühle des Menschen, und macht uns verächtlich. Uneigennützigkeit hingegen ist eine Tochter des Himmels, allen schönen, guten Seelen eigen, eine Zierde des Herzens, und bey Gott und rechtschaffenen Menschen beliebt.

31.

Die unreinliche Fatime.

Fatime hatte eine artige Gestalt und viel Gutmüthigkeit. Dessen ungeachtet war sie bey niemanden beliebt. Sie liebte die Gesellschaft, und wünschte recht sehr, daß sie von vielen Mädchen besucht werden möchte, aber es kamen nur wenige, und diese äußerst selten zu ihr.

Darüber betrübte sich Fatime nicht wenig. Sie klagte es ihrer Mutter. Du mußt etwas in deinem Wesen haben, das andere von dir zurückscheucht, sprach die Mutter.

Fatime konnte dieß Etwas nicht entdekken. Es wäre ihr nicht unbekannt geblieben, wenn sie die Urtheile mehrerer Mädchen über sie gehört hätte.

Willst du nicht einmahl Fatimen besuchen? sprach Frau Rosenberg zu ihrer Tochter Emma.

Ach, liebe Mutter, versetzte Emma, ich möchte gerne zu ihr hingehen, aber sie ist mir zu unreinlich; es ekelt mich in ihrer Gesellschaft.

Heut mußt du einmahl zu Fatimen, sprach Frau Eberhard zu ihrer Enkelinn Charlotte.

Das ist eine Plage für mich, antwortete Charlotte. Fatime ist mir zu wenig delicat. Es hängt alles an ihr; man kann sie nicht ansehen, ohne über ihr schmutziges Wesen etwas unwillig zu werden.

Auf die Fatime vergißt du aber auch ganz, sprach Frau Silberhart zu ihrer Nichte Karoline.

Liebe Tante, versetzte Karolinchen, ich ginge gern öfters zu ihr hin, wenn sie nur ein wenig mehr auf sich sähe, und reinlicher wäre. Oft sind Hände und Gesicht bey ihr so schmutzig, daß es scheint, als habe sie sich schon eine Woche lang nicht gewaschen. Es wird mir oft übel bey ihr.

So urtheilten viele Mädchen über Fatime, und in der That geschah ihr nicht Unrecht. Reinlichkeit ist bey dem weiblichen Geschlecht eine Hauptttugend. Fatimen fehlte sie ganz; daher kam es, daß man ihren Umgang so sichtbar floh.

Einmahl war bey Charlotten ein kleines Fest. Fatime war auch dazu eingeladen. Zwölf Mädchen befanden sich in einem großen Zimmer. Charlotte putzte sich noch. Als sie fertig war, kam sie zu den übrigen gehüpft. Sie hieß alle herzlich willkommen, und umarmte und küßte eine nach der andern. Bloß

als sie zu Fatimen kam, that sie dieß nicht. Sie reichte ihr nur die Hand und sagte: willkommen!

Fatimen fiel dieß schwer aufs Herz. Alle andern hat sie umarmt und geküßt, dachte sie, nur mich allein nicht. Dieser Gedanke konnte ihr nicht mehr aus dem Sinne kommen, und weg war alle Freude, die sie sich bey diesem Feste versprochen hatte.

Fatime wurde noch mehr betrübt. Bey den Spielen, welche die Mädchen vornahmen, nahmen sich mehrere in Acht, in Fatimens Nachbarschaft zu kommen, und einige Mahle wollten diejenigen, die neben ihr standen, und sie bey den Händen anfassen sollten, dieses durchaus nicht thun.

Fatime kam dabey in die größte Verlegenheit. Kaum war sie im Stande, sich der Thränen zu enthalten, die sich in ihr Auge drängten. Sie verließ bald die Gesellschaft,

und klagte zu Hause der Mutter weinend ihre Unfälle.

Die Mutter besah sie näher. Man hat dir unfreundlich begegnet, sprach sie, das ist nicht zu läugnen. Aber du bist wohl selbst daran Schuld. Dein Gesicht hat mehrere Schmutzflecken, und deine Hände sehen auch unreinlich aus. Gewiß haben dieß die Mädchen gemerkt, und wollten mit dir nichts zu thun haben. Unreinlichkeit, das merke dir wohl, entfernt alle Menschen von uns, die ein feineres Gefühl, einen gebildeten Geschmack besitzen.

Die Mutter sagte über diesen Gegenstand noch mancherley, unter andern auch, daß Unreinlichkeit die Ursache von manchen Krankheiten sey, daß, wenn man seinen Körper nicht reinlich hielte, die Schweißlöcher der Haut verstopft und dadurch die nöthige Aus-

dünstung unterdrückt werde, woraus gar viele Uebel entstehen könnten.

Schade, daß diese gute, verständige Mutter fast immerfort kränklich, und dadurch außer Stande war, über ihre Tochter eine sorgfältige Aufsicht zu führen. Fatime blieb sich großentheils selbst überlassen, und ihr unreinliches Wesen wich nicht von ihr.

Auch in ihren ältern Jahren sah sie zu wenig auf sich. Ein sehr wackrer Mann hörte von ihrem hübschen Aeußern und ihrem gutmüthigen Herzen. Er kam auf den Gedanken, sie zu heurathen, und reiste nach ihrem Wohnorte. Hier eröffnete er sein Vorhaben einem vertrauten Freunde, der ihm Gelegenheit verschaffte, Fatimens Bekanntschaft zu machen. Er kam mit ihr an einem dritten Orte zusammen, und da sie gerade sehr reinlich angezogen war, so gefiel sie ihm sehr wohl. Sie sprach verständig,

und verrieth viel Güte des Herzens. Herr Braun — so hieß der Fremde — faßte nun den Entschluß, ihr seine Hand zu biethen. Aber bald änderte er seinen Vorsatz. Er besuchte Fatimen mehrmahls im älterlichen Hause, und fand jedes Mahl nicht nur ihr Zimmer, sondern auch sie selbst sehr unreinlich. Dieß machte einen widrigen Eindruck auf ihn; er erkundigte sich näher um sie, und da er überall über ihre Unreinlichkeit klagen hörte, besuchte er sie nicht weiter, sondern reiste wieder fort. Zu seinem Freunde sagte er: Von einer Frau verlange ich vorzüglich die größte Ordnungsliebe und Reinlichkeit. Eine Hausfrau, welche diese beyden Tugenden nicht besitzt, stößt zurück, auch wenn sie noch so viele andere Vorzüge hätte; ich möchte sie nicht zu meiner Gattinn haben, und wenn sie mir die Schätze von Indien als Heurathsgut mitbrächte. Und

so brachte sich Fatime durch ihre Unreinlichkeit um einen sehr wackern Mann.

Ein Jahr darauf wurde sie die Frau eines fürstlichen Beamten, eines Mannes, der die Freuden der Geselligkeit liebte, und in seinem Hause oft Gesellschaft hatte. Die gebildetsten Männer der Stadt befanden sich gerne bey ihm, und so genoß er in ihrem Zirkel viel Vergnügen. Doch dieß änderte sich nach seiner Heurath bald. Fatime ließ das Hauswesen in Unordnung gerathen; in ihrer Wohnung sah es schmutzig aus, und sie selbst machte durch ihr unreinliches Wesen widerliche Eindrücke. Dieß verstimmte ihren Gatten sehr; er verlor seine heitre Laune, und die angenehmen Gesellschaften in seinem Hause hörten nach und nach ganz auf. Seine Freunde besuchten ihn nur selten.

Unreinlich sah es besonders in Fatimens Kinderstube aus. Alles lag darin durchein-

Unreinlich sah es besonders in Fatimens Kinderstube aus. Alles lag darin durcheinander, und da sie fast gar nicht gelüftet wurde, so roch es so übel darin, daß andere Menschen nicht lange in derselben verweilen konnten. Dieß hatte auf Fatimens Kinder einen nachtheiligen Einfluß. Sie sahen blaß und kränklich aus, und es fehlte ihnen die kindliche Munterkeit und Liebenswürdigkeit. Fatimens Mann fühlte dieß alles tief. Er war sonst ein heitrer Mann gewesen, jetzt wurde er immer trauriger und mürrischer. Von dem häuslichen Leben hatte er sich die schönsten, reinsten Freuden versprochen; wie sehr fand er sich getäuscht! Seine Liebe zu Fatimen verschwand bald; auch sie fühlte sich unglücklich; und so war diese Ehe eine Reihe von unangenehmen Tagen. Unreinlichkeit war die Ursache davon.

32.

Unschuld.

In einem kleinen Landstädtchen — es hieß Sternthal — wohnte ein ehrlicher Bürger, Nahmens Ruhberg. Reichthümer hatte er nicht, aber er besaß ein zufriednes, heitres Gemüth, eine redliche Gattinn und eine sanfte, gute Tochter Mathilde. Sein Wahlspruch war: Ehrlichkeit währt am längsten, und sein größtes Bestreben, ein gutes Gewissen und einen guten Nahmen bis an seinen Tod zu behalten. Wer sein braves,

redliches Herz kannte, achtete ihn hoch, und bewies ihm das größte Vertrauen.

Dieser wackre Mann fand in seiner Tochter die größte Freude des Lebens. Mathilde war von Natur eben so gut geartet als schön gebildet. Sanftheit und ein überaus gutmüthiges Wesen drückten sich deutlich in ihrem still heitern Gesichte aus. Sie war der Liebling ihrer Aeltern, der Nachbaren und aller, die in Ruhbergs Hause ein- und ausgingen.

Eines Tages ging Mathilde mit dem Vater spazieren. Sie bestiegen einen anmuthigen Hügel, von welchem sie eine ungemein reitzende Aussicht hatten. Eine herrliche Landschaft lag vor ihnen, und Vater und Tochter waren gerührt.

Hier ist Gott! sagte Mathilde in einer Art von Begeisterung.

Der Vater faßte ihre Hand; ein sanfter Druck derselben sagte ihr, daß der Vater ihre Worte wahr finde.

Hier ist wirklich Gott! sagte Ruhberg nach einer Pause. Er ist überall, meine Tochter! er ist besonders da, wo ein gutes, reines Herz schlägt. Der Unschuld ist er am nächsten. Mathilde, liebe, theure Mathilde! möchte dir Gott doch immer recht nahe seyn. Möchtest du die Reinheit, Güte und Unschuld des Herzens immer als dein höchstes, kostbarstes Kleinod bewahren. Verliere alles — du wirst nicht unglücklich seyn, so lange du in dem Gefühle deiner Unschuld Entschädigung finden kannst. Ich habe reiche Leute gekannt. Alles stand ihnen zu Gebothe. Sie lebten herrlich und in Freuden. Aber wahrhaft glücklich waren sie nicht; denn an ihrem Herzen nagte so mancher bittre Vorwurf, wie ein Wurm an einer zarten

Pflanze. Ihre Unschuld war dahin, dahin auch ihr wahres Lebensglück. Denn nur Unschuld und Tugend schaffen uns wahre Freuden. Dagegen habe ich Menschen gekannt, die waren arm, und duldeten mancherley Leiden; aber ohne ihr Verschulden. Dieß gab ihnen Muth und Kraft; das Bewußtseyn ihrer Unschuld erhob ihre Seele, und sie waren glücklicher als jene Reichen. Denn Unschuld tröstet und erheitert im Leiden, und leuchtet in bösen Tagen gleich einer freundlichen, erwärmenden Sonne.

Mathilden entging keines der Worte. Sie fühlte ihre Bedeutung, und edle Gefühle und Vorsätze regten sich in ihrem Innersten. Tochter und Vater stiegen vom Hügel. Nie vergaß Mathilde diese Stunde.

Bescheiden, schamhaft und voll reinen Sinnes wandelte Mathilde auf der Bahn ihres Lebens fort. Oft, wenn sie sich ihren

Empfindungen überließ, sang sie das bekannte Lied:

Du, der Unschuld süße Ruh,
O wie lieblich schmeichelst du
Unsern Seelen!
Eitle Wollust fleucht vor dir,
Und doch lässest du es mir
Nicht an Wonne fehlen.

Du streust Rosen und Jasmin
Auf die sichern Pfade hin,
Die ich gehe;
Ich bin ganz Zufriedenheit,
Wann ich dich, voll Heiterkeit,
Auf mich lächeln sehe.

Ohne Kummer, ohne Reu,
Führst du sie vor mir vorbey,
Meine Tage;
Meine Müh' machst du mir leicht,
Und in meine Spiele schleicht
Sich nicht späte Klage.

Laß mein Herz sich deiner freun;
Dich noch, werd' ich älter seyn,
Freundinn nennen!
In dem Unglück tröste mich,
Und nie laß mich ohne dich
Eine Freude kennen!

Mathildes redliche Aeltern starben nach einigen Jahren. Sie beweinte sie lange, denn die höhere Güter des Herzens, die sie besaß, Ruhe, Zufriedenheit, Heiterkeit und ein gutes Gewissen, hatte sie diesen treuen Pflegern und Leitern ihrer Jugend zu danken. Auf ihren Grabeshügeln pflanzte sie Rosenstöcke. In heiligen Stunden besuchte sie diese stillen Plätze, und manche Thräne der Liebe und Dankbarkeit floß auf die Gräber der entschlummerten Geliebten.

Reinheit und Unschuld des Herzens verbreiteten einen milden Schein über Mathildens ganzes Leben. Die Freuden, die sie

genoß, wurden durch das Gefühl ihrer innern Güte gewürzt, die Leiden, von denen sie auch nicht ganz frey blieb, durch das Bewußtseyn ihrer Unschuld gemildert. Und so lebte sie, von Gott und Menschen geliebt, ein schönes Leben.

33.

Verleumdung.

Aber warum bist du nur so böse auf Hannchen? du warst ihr doch immer sehr gut? es schien, als wäret ihr die vertrautesten Freundinnen?

So sprach Amalie zu der zwölfjährigen Lucie.

Wer möchte auf sie nicht unwillig werden! versetzte Lucie. Es ist ein tückisches Geschöpf! Sie möchte so gern uns alle an Schönheit und Kleiderputz übertreffen. Da beguckt sie sich von oben bis unten, da dreht

sie sich nur immer am Spiegel herum, da ist ihr bald dieß, bald jenes nicht recht. Sie ist der wahre Hoffartsteufel!

Du thust Hannchen zu viel, sprach Amalie, alle Mädchen sind ein wenig eitel; warum sollte sie gerade eine Ausnahme machen? Das ist zu viel verlangt.

Vertheidige sie nur nicht! rief Lucie; sie verdient es nicht. Denke dir nur, letzthin sind wir bey Morbachs in Gesellschaft, da ist das schnippische Ding denn auch dabey. Ich wollte etwas erzählen, ein Mährchen, das ich letzthin gehört habe, da unterbrach sie mich, und sagte: mit solchen albernen Mährchen verschone uns, liebe Lucie, wir wollen etwas Gescheidteres hören. Nun fing sie an zu erzählen, von Gustav Adolph, von Thomas Morus, und wie das langweilige Zeug noch mehr heißen mag.

Lucie! Lucie! du wirst sehr ungerecht, sprach Amalie. Wenn Hannchen von Thomas Morus und Gustav Adolph erzählt hat, so möcht' ich dabey gewesen seyn. Das waren Ehrenmänner. Die verdienen mehr Respect als die Feen und Zauberer.

Dann wollte ich ein Paar Spiele vorschlagen, fuhr Lucie fort, glaubst du, daß sie es zugegeben hätte, diese Spiele vorzunehmen. Nein, rief sie, die sind eines Theiles zu wild, anderen Theiles zu läppisch für uns. So was unterstand sie sich, mir in einer großen Gesellschaft zu sagen. Nein, der Hochmuth, die Unbescheidenheit, die das Mädchen hat, ist mir noch nicht vorgekommen.

Sonderbar! versetzte Amalie, du konntest sie sonst nicht genug loben. Bisweilen hast du sie beynahe vergöttert.

Ich weiß! ich weiß! erwiderte Lucie. Ihr habt noch immer über mich gelächelt, wenn ich zu ihrem Lobe sprach. Um so mehr muß es mich ärgern, daß sie sich so undankbar gegen mich benimmt, und sich erfrecht, mich vor andern zu tadeln. Hätte ich das in meinem Leben gedacht, daß sie eine so große Häuchlerinn seye, und unter der Maske der Bescheidenheit ein so stolzes, übermüthiges Herz verberge!

Du bist von ihr beleidigt worden, oder besser, du glaubst, von ihr beleidigt worden zu seyn, sprach Amalie, dieß macht dich in deinem Urtheile über Hannchen etwas zu strenge. Wenn deine Leidenschaft sich nur etwas abkühlt, wirst du schon wieder billiger gegen sie seyn.

Ich bin nicht ungerecht gegen sie, rief Lucie, du kennst sie nicht ganz. Wüßtest du nur, wie sie von dir denkt und spricht —

du würdest auch ganz anders über sie urtheilen.

Amalie wurde aufmerksam. Luciens letzte Worte fielen ihr schwer aufs Herz. Sie war bisher von Hannchens Güte überzeugt gewesen; es mußte ihr daher um so unangenehmer seyn, in ihrem Glauben an sie irre zu werden.

Lucie erzählte nun mancherley Nachtheiliges von Hannchen, unter andern, daß sie sich vor acht Tagen über Amalien lustig gemacht, sie eine Knickerinn, eine freche Dirne und dergleichen mehr geheißen habe u. s. w.

In Amaliens Herzen gingen bey dieser Erzählung merkliche Veränderungen vor. Es schmerzte sie, sich in Hannchen so getäuscht zu haben, und so groß bisher ihre Freundschaft für sie gewesen war, so groß wurde jetzt ihr Unwille gegen sie.

Das gute Hannchen! Was Lucie von ihr erzählt hatte, war nichts als eine böse Verleumdung. Aber ihrem guten Rufe schadete sie sehr. Sie galt bey Amalien von nun an für eine tückische Häuchlerinn. Sonst kamen beyde Mädchen oft zusammen, jetzt floh Amalie ihren Umgang. Hannchen bemerkte dieß bald, und betrübte sich nicht wenig darüber, denn sie liebte Amalien von ganzer Seele. Sie suchte sich ihr zu nähern, wurde aber von ihr durch ein kaltes, mißtrauisches Wesen zurückgeschreckt. Mehrere Mahle kamen sie an einem dritten Orte zusammen. Hannchen gesellte sich zu Amalien, aber diese wollte mit ihr kaum sprechen, und entfernte sich von ihr. Allen war dieses Benehmen auffallend.

Es währte nicht lange, so bemerkte Hannchen, daß alle Mädchen, mit denen sie bisher umgegangen war, gleichgültiger, kälter

und beleidigend gegen sie wurden. Man mied ihre Gesellschaft, sie wurde nicht mehr besucht und eingeladen, man lächelte oft über sie, und benahm sich auf eine Weise, daß Hannchen darüber die tiefste Betrübniß empfinden mußte. Ihre sonstige Heiterkeit ging verloren, sie saß fast immer traurig da, und weinte sehr oft.

Lucie allein war an alle dem Schuld. Sie erzählte von Hannchen überall viel Böses, nahm fast alle Mädchen gegen sie ein, und machte durch ihre Verleumdungen die Unschuldige unglücklich. Dieß ist eine gewöhnliche Wirkung der Verleumdung.

Hannchens traurige Lage dauerte einige Wochen fort. Da wurde Amalie sehr krank. Kaum hörte dieß Hannchen, so eilte sie auch gleich zur kranken Freundinn, und bezeigte derselben ihre Theilnahme auf eine so herzliche Weise, daß Amalie tief gerührt wurde.

Die Krankheit währte beynahe einen Monath. Alle Tage erschien Hannchen, und wartete und pflegte die Leidende mit aller Liebe und Freundschaft. Dieß machte auf Amalien den besten Eindruck. Ihr Groll gegen Hannchen verschwand, und verwandelte sich in eine zärtliche Zuneigung.

Als Amalie auf dem Wege der Besserung war, traf Hannchen mit Emilien bey ihr zusammen. Auch diese war ihr seit einiger Zeit nicht gewogen. Lieben Freundinnen, sprach bey dieser Gelegenheit Hannchen, ihr waret einst meine besten Freundinnen, auf Ein Mahl wurdet ihr mir gram; ich dachte nach, ob ich euch durch irgend etwas beleidigt haben könnte, aber ich fand mich schuldlos; euer verändertes Benehmen schmerzt mich tief, sehr tief. Wodurch hatte ich es verdient, saget es mir jetzt offenherzig.

Liebes Hannchen, versetzte Amalie, nicht ohne Grund habe ich dir gezürnt. Du hast mich nicht immer behandelt als deine Freundinn. Vielleicht wirst du dich noch zu erinnern wissen, daß du mich gegen Lucien eine Knickerinn, eine freche Dirne u. d. m. geheißen hast.

Davon ist kein Wort wahr, erwiderte Hannchen, nicht ohne Verwunderung. — Ich weiß wohl — fuhr sie nach einer Pause fort — was zu dieser häßlichen Verleumdung Anlaß gegeben hat. Du wirst dich zu erinnern wissen, daß, als wir uns vor etwa einem Vierteljahre auf einem Balle befanden, ein armes Weib uns um Almosen bath. Du gabst ihr nichts, und ich nannte dich, im Scherze, einen kleinen Geitzhals. Dieß wiederhohlte ich, gleichfalls im Scherze, gegen mehrere Mädchen. Du warst an jenem Tage sehr aufgeweckt und fast ein we-

nig zu frey. Ich sagte dir es ganz offen, und du nahmst es mir nicht übel. Lucie stand mit ein Paar andern Mädchen in der Nähe. Unsre Amalie ist heute sehr lustig, sprach ich, fast ein wenig zu frey. „Frech" willst du wohl sagen, versetzte Lucie, und tadelte dich bitter. Ich entfernte mich, und sprach kein Wort mehr von dir. So verhält sich die Sache.

Das ist wahr! sprach Emilie, ich war dabey, ich habe alles mit angehört. Hannchen beleidigte dich damahls mit keinem Worte.

Nun so hat dich Lucie auf eine schändliche Weise verleumdet, sprach Amalie. Sie hat mich gegen dich eingenommen. Verzeih' es mir, liebes Hannchen, daß ich dir unrecht gethan habe. In Zukunft soll mich nicht leicht wieder eine Verleumderinn untreu gegen dich machen.

Amalie küßte Hannchen herzlich, und diese verzieh der Freundinn gerne. Emilie erzählte nun auch, warum sie seit einiger Zeit gegen Hannchen nicht freundschaftlich gesinnt gewesen sey. Lucie hatte diese auch bey Emilien verleumdet. Die Veranlassung dazu gab ein ähnlicher Vorfall wie bey Amalien, und so entwickelte sich es nach und nach, daß Lucie durch böse Verleumdungen alles gegen Hannchen einzunehmen gewußt hatte.

Alle Mädchen, die bisher mit Lucien umgegangen waren und nun erfuhren, was sie für eine häßliche Verleumderinn sey, vermieden sie, und fühlten einen tiefen Abscheu gegen sie. Verleumder verdienen auch nichts anders. Sie zerstören das Glück ihrer Nebenmenschen, rauben andern ihren guten Nahmen, stürzen oft ganze Familien ins Unglück, und sind im Grunde noch gefährlicher als Straßenräuber.

Lucie bemerkte bald, daß man ihr nirgends gewogen sey. Dieß machte sie sehr unglücklich. Sie sah, daß man überall mißtrauisch gegen sie sey, und fing an, die Menschen zu hassen und von denen, die ihr nicht wohl wollten, übel zu reden. Dadurch zog sie sich die größten Verdrießlichkeiten zu, und da sie ihren bösen Hang zur Verleumdung nicht bekämpfte, so war ihr Leben eine Reihe von traurigen, trübseligen Tagen.

34.

Verschwendung.

Cäcilie war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes, Nahmens Hulderich. In seinem Hause ging es auf großem Fuße her. Er hielt vier schöne Pferde, schämte sich zu Fuße zu gehen, trank nie inländische Weine, ob sie gleich treflich waren, sondern versah sich alle Jahre reichlich mit Champagner, Tokayer und Kapwein, lud oft Fremde an seine Tafel, und verschrieb sich einen Koch aus Paris. Man mußte ihm zugeste-

hen, daß man in der ganzen Gegend nirgends so gut esse und trinke als bey ihm.

Die Vernünftigen der Stadt lächelten über Hulderich. Er ist nicht klug, sagten einige. Durch großen Aufwand glaubt er, aller Augen auf sich zu ziehen, und sich Ansehen zu verschaffen. Auf manches, was er mit zehn Gulden ausrichten könnte, gibt er zehn Louisd'ore aus, und thut sich auf diese unnütze Verschwendung viel zu Gute. Er sieht es nicht ein, daß es Pflicht für jeden Rechtschaffenen sey, überflüßige Ausgaben zu meiden, und in dieser Hinsicht nicht mehr zu thun, als nöthig ist. Man könnt' es sich gefallen lassen, wenn er auf gemeinnützige Dinge, auf wohlthätige Anstalten und dergleichen mehr, viel Geld hergebe, dadurch würde er der Welt große Dienste erweisen. Aber dazu hat er kein Vermögen — eine

sehr gewöhnliche Erscheinung bey Verschwendern.

So urtheilten alle Vernünftigen über Hulderichs übertriebenen Aufwand. Und sie urtheilten recht.

Cäcilie, die in einer so verschwenderischen Familie erzogen wurde, war schon in ihrer zarten Jugend von dem Geiste, der in derselben herrschte, angesteckt. Was weise Sparsamkeit sey, wußte sie nicht, und daß man bey seinen Ausgaben auch überlegen müsse, ob sie nicht überflüßig und unnütz sind, war ihr unbekannt. Sie ging mit dem Gelde, das sie erhielt — und sie erhielt viel — sehr verschwenderisch um, kaufte sich Sachen, die sie nicht nöthig hatte, und bezahlte sie theurer, als sie werth waren. Betrügerische Menschen benutzten ihren Hang zur Verschwendung, und betrogen sie auf vielfache Weise.

Sie war achtzehn Jahre alt, als ihr Vater starb. Nach der üppigen Lebensart, die er geführt hatte, hätte man schließen sollen, er werde Millionen zurücklassen. Aber sein großer, übertriebner Aufwand war die Ursache, daß fast alles aufging, was er erwarb, und Cäcilie kaum zehn tausend Gulden erbte.

Da Cäcilie ein gefälliges Aeußere und viel Witz besaß, so bewarben sich mehrere Männer um ihre Hand. Sie wurde endlich die Frau des Herrn Hillstein, der Besitzer eines beträchtlichen Vermögens war. Dieses hätte leicht sehr vermehrt werden können, wenn er eine wirthschaftliche Gattinn bekommen hätte. Allein Cäcilia verstand von der Kunst der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit durchaus nichts. Sie glaubte noch im väterlichen Hause zu seyn, und suchte sich durch auffallenden Aufwand auszuzeich-

nen. Sie schaffte sich nicht nur viele, sondern auch kostbare Kleider an, sie gab große Gesellschaften, machte kostspielige Reisen, und schonte des Geldes auf keine Weise.

Herr Hillstein bemerkte bald, daß sein Vermögen merklich schmolz, und bath Cäcilien, sich der Wirthschaftlichkeit mehr zu befleißigen, weil er nicht im Stande sey, so viel zu erwerben, als ihr großer Aufwand nöthig mache.

Mit dieser wohlgemeinten Erinnerung kam aber Herr Hillstein übel davon. Cäcilie machte ein sehr finstres Gesicht dazu. Ich bin nicht gewohnt, bettelhaft zu leben, rief sie aus, du kanntest ja meines Vaters Haus, du wußtest, wie ich erzogen worden war, glaubtest du, daß ich mich als deine Frau würde einschränken müssen, so hättest du mich nicht zu deiner Gattinn wählen sollen.

Hillstein, der den Hausfrieden liebte, schwieg still; aber sein Herz fühlte sich tief bekümmert. Er bereute es, keine glücklichere Wahl getroffen zu haben. Noch einige Mahle versuchte er, Cäciliens Hang zur Verschwendung einzuschränken; doch ohne Erfolg. Es kam zwischen ihm und ihr zu heftigen Zänkereyen, und das Glück der Ehe war dahin. Sie grollten auf einander. Eines bekümmerte sich nicht um das andere; bey Tische sah das eine nach Norden, das andere nach Osten, und einem dritten mußte es vorkommen, als wenn beyde stumm wären. Ihr eheliches Leben war ein trauriges, jämmerliches Leben.

Cäcilie suchte sich zu entschädigen. Die neusten Moden beschäftigten ihren Geist immerfort, und da sie im Hause kein freundliches Gesicht sah, so suchte sie sich außerhalb desselben zu erheitern. Sie war fast

den ganzen Tag in Gesellschaft, und das Theater wurde von ihr fast täglich besucht. So drehte sie sich im Gewirre der Welt herum, und suchte die Unannehmlichkeiten zu vergessen, von denen sie zu Hause umgeben war.

In der ganzen Stadt urtheilte man von ihr ungünstig. Man nahm es ihr sehr übel, daß sie einen so großen Aufwand machte, und selbst diejenigen, die häufig an ihre wohlbesetzte Tafel gezogen wurden, tadelten die Verschwenderinn mit aller Strenge.

Herr Hillstein gerieth in drückende Schulden. Dieß wurde bekannt, und man glaubte, jetzt werde Cäcilie endlich gezwungen seyn, sich einzuschränken, und ihrem Aufwande Grenzen zu setzen. Doch die Thörinn fuhr fort, mit ihrem sonstigen Leichtsinne zu handeln. Ein verschwenderisches Wesen war ihr bereits zur andern Natur geworden. Sie

tractirte immerfort, und kleidete sich fortwährend nicht nur nach der neusten Mode, sondern auch kostbar. Selbst als eines Winters eine große Theurung herrschte, und ein zahlreicher Feind, der sich der Stadt näherte, alles in Angst und Schrecken setzte, gab sie mehrmahls große Gesellschaft, worüber alle ihre Bekannten in hohem Grade unwillig wurden.

Durch diese Lebensweise machte Cäcilie sich bey andern verhaßt und ihren Mann unglücklich. Er wurde bankerott, und mußte als Handlungsdiener sich seinen Unterhalt zu erwerben suchen. Am unglücklichsten war dabey Cäcilie. Sie verstand nichts weniger als die Kunst, zu entbehren, und fühlte den Mangel, der sie jetzt drückte, um so mehr. Verglich sie ihren gegenwärtigen Zustand mit ihrem ehemahligen, und dachte sie sich dabey, was andere nun von ihr den-

ken mußten, so war sie oft der Verzweif-
lung nahe. Sie lebte kummervoll und elend.
Ihr Hang zur Verschwendung hatte sie und
ihren Mann auf immer unglücklich ge-
macht.

35.

Verschwiegenheit. *)

Thekla und Josephine, zwey Schwestern, befanden sich eines Sonntags bey guten Freundinnen, die einen Bruder, Nahmens Gustav, hatten. Die Gesellschaft war munter und vergnügt. Man scherzte, erzählte, spielte und lachte. Gustav erkundigte sich angelegentlich um Wilhelm, einen

*) Vergleiche die Erzählung: Pauline in der Schrift: Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. Frankf. a. M. bei Wilmans.

Bruder von Thekla und Josephine. Der denkt seit einigen Tagen sehr oft an dich, Gustav! sprach Josephine, und ist dabey voller Geschäftigkeit.

Er denkt an mich, und ist voller Geschäftigkeit? fragte Gustav, was soll das bedeuten? Erklär' es mir!

Thekla gab ihrer Schwester mit den Augen ein Zeichen, daß sie nichts weiter sprechen sollte.

Aha! rief Josephine, das möchte Monsieur Gustav gerne erfahren? Gehorsame Dienerinn! so etwas sagt man nicht wieder. Glaubt der junge Herr, daß Mädchen nicht schweigen können?

O das glaub ich wohl, versetzte Gustav, wenn sie irgend jemanden einen Schabernack anthun, oder etwas Schlimmes, das sie gethan haben, verheimlichen wollen, dann sind sie verschwiegen wie das Grab; sonst aber — —

Wie? du lächelst spöttisch? sagte Josephine.

Ich bitte dich, sprach Thekla leise, rede nichts mehr, sonst verräthst du, was du verschweigen sollst. Halb und halb hast du es schon verrathen.

Wollt ihr etwas hören, meine jungen Dämchen? fragte Gustav. Ich bin bereit, euch ein lustiges Geschichtchen zu erzählen.

Ein lustiges Geschichtchen? riefen alle. O erzähle! erzähle!

Das will ich gerne thun, sprach Gustav, aber vorerst müssen Thekla und Josephine mir sagen, was Wilhelm vor hat? womit er sich beschäftigt?

Höre, Gustav! versetzte Thekla, das ist eine Bedingung, die nicht eingegangen werden kann. Vergiß du einmahl den Wilhelm, und denke nur an die lustige Geschichte.

Gustav wandte sich nun vorzüglich an Thekla, und bath sie, ihm zu entdecken, was Wilhelm treibe. Als er sie lange genug, aber fruchtlos, darum gequält hatte, rief er verdrießlich aus: mit dir ist auch nichts anzufangen. Du bist ein stummes Grab!

Schon gut! versetzte Thekla. Jetzt einmahl zur lustigen Geschichte! Wie lautet sie?

Ich will gehorchen! versetzte Gustav, aber dann wirst du, liebe Thekla, wohl auch erkenntlich seyn? — Was ich euch erzählen will, hat sich in dem alten Rom zugetragen. Der Senat dieser Stadt hatte einmahl über eine wichtige Sache zu berathschlagen, versammelte sich einige Tage nacheinander, und blieb lange beysammen. Einer von den Rathsherren hatte eine sehr neugierige Frau. Die wünschte nichts angelegentlicher, als zu erfahren, was in dem

Senate vorgegangen sey. Sie liebkoste ihren Mann und bath ihn, ihr dasselbe zu entdecken. Aber er bemerkte, daß es seine Pflicht sey, über die Verhandlungen des Senates zu schweigen. Sie wiederhohlte ihre Schmeicheleyen und Bitten; vergebens! Endlich nahm sie, was die Weiber treflich verstehen sollen, ihre Zuflucht zu Thränen. Sie weinte und jammerte. Du hast mich auch gar nicht lieb, schluchzte sie, denn nichts willst du mir vertrauen. Ich unglückliche Frau! Bis jetzt stand ich in dem Wahne, deine Liebe zu besitzen; aber nun — —

Der Mann kannte seine Frau vollkommen. Er wußte, daß sie an einem sehr gemeinen Fehler des weiblichen Geschlechtes, an der Schwatzhaftigkeit, in einem hohen Grade leide, und daher war er fest entschlossen, ihr nicht zu entdecken, was in dem Senate vorgefallen sey. Um sie aber

doch einiger Maßen zu befriedigen, und ihre Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen, dachte er sich schnell eine Fabel aus, und sagte: Da du mich denn so sehr plagst, so sollst du erfahren, was wir in dem Senate vorgenommen haben — vorausgesetzt, daß du es niemanden wiedersagest, sondern es als ein Geheimniß bey dir aufbewahrest.

Von mir soll es niemand wieder erfahren, sprach die Frau, ich verspreche dirs bey allen Göttern.

Nun so höre denn, fuhr der Mann fort. Vor kurzem hat sich über Rom ein Vogel mit einer goldnen Krone sehen lassen. Er flog mehrmahls über der Stadt herum, und kündigte dadurch wichtige Ereignisse an. Wir haben uns nun versammelt, um die Bedeutung dieser Erscheinung zu erforschen. Alle stimmten darin überein, daß unsrer Stadt

wichtige Veränderungen bevorstehen, vielleicht Unruhen, Krieg oder dergleichen etwas.

Die Frau hatte mit großer Andacht zugehört, und seufzte bey dem Ende der Erzählung. Götter! sprach sie, was soll aus uns werden?

Bewahre alles bey dir als das größte Geheimniß, sagte der Mann, und verließ das Haus, um einen Freund zu besuchen, der auf dem Marktplatze wohnte.

Kaum hatte er sich entfernt, als ein Frauenzimmer bey seiner Frau erschien, um etwas zu hohlen. Sie sah es mit traurigen Blicken an. Es wollte sich bereits entfernen, als sie zu seufzen und zu jammern anfing: Unsre arme Stadt! wir Unglücklichen! was soll aus uns werden! — So jammerte sie fort bis das Frauenzimmer sie fragte: warum sie so traurig und betrübt wäre? —

Ach, antwortete sie, wenn es mir nur erlaubt wäre, zu sprechen! Aber es ist ein tiefes, tiefes Geheimniß, das verschwiegen bleiben soll.

Das Frauenzimmer wollte fortgehen. So bleibe nur noch ein wenig, sprach sie, wer weiß, wie lange wir noch hier beysammen sind. Es stehen uns und unsrer armen Stadt wichtige Veränderungen bevor. Wenn ich wüßte, daß du verschwiegen wärst — daß du das Geheimniß bey dir behieltest!

Das Frauenzimmer schwor bey allen Göttern und Göttinnen, daß sie darüber das tiefste Schweigen beobachten wolle.

Nun erzählte ihr die Frau mit geheimnißvoller Miene die Fabel, die sie von ihrem Manne gehört hatte, und beschloß mit der nochmahligen Bitte, das Gehörte doch ja niemanden wieder zu sagen, was denn auch feyerlich noch Ein Mahl versprochen wurde.

Aber kaum war das Frauenzimmer aus dem Hause, so begegnete es einer Freundinn. Sie wurde angehalten, und nach mancherley Jammern und Ausrufungen erfuhr auch sie, unter der Bedingung, zu schweigen, die gehörte Fabel. Nach einigen Minuten wußte sie auch ihr Bräutigam, und ehe der Erfinder derselben den Marktplatz erreichte, war sie schon auf demselben bekannt, und wurde ihm von mehrern mit der Frage erzählt: ob sich die Sache wirklich so verhalte?

Der Rathsherr eilte sogleich nach Hause, und nahm eine unwillige Miene und einen strafenden Ton an. Du hast mich und dich unglücklich gemacht! rief er seiner Frau zu. Deine lose Geschwätzigkeit bringt mich ums Leben. Du hast das Geheimniß verrathen; man weiß, daß es durch mich bekannt

geworden ist, ich werde schwer dafür büßen müssen.

Ihr Götter! rief die Frau aus; das Geheimniß durch mich verrathen? Wer sagt das? Wer kann mir das beweisen? Wie ist es möglich? Du bist doch kaum erst aus dem Hause gegangen; wie könnte es durch mich, die ich nicht aus dem Hause gekommen bin, so schnell in der Stadt verbreitet worden seyn! Lieber Mann, ich sage dir, ich bin unschuldig!

Eine Schwätzerinn bist du, und eine Lügnerinn zugleich, sprach der Mann in ruhigem Tone. Das Gerücht ist allerdings durch dich verbreitet worden. Denn wisse, daß ein anderer es nicht unter das Volk bringen konnte. Es ist von mir selbst erdichtet; ich habe dir eine Fabel erzählt, um deine Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen.

Schamröthe bedeckte das Gesicht der Frau. Sie konnte zu ihrer Vertheidigung nichts mehr sagen, und wenn ihr Mann in Zukunft aus Mißtrauen gegen sie ihr manches verschwieg, so durfte sie sich darüber nicht beklagen. — Die Erzählung ist zu Ende.

Gustav verlangte nun, Thekla und Josephine möchten ihm dafür erzählen, womit Wilhelm jetzt beschäftigt sey.

Ey, ey, rief Thekla, du verlangst etwas sehr Sonderbares. Vorerst erzählt uns der Herr eine Geschichte, die uns zeigt, wie häßlich Mangel an Verschwiegenheit sey, und gleich darauf will er uns schon zur Schwatzhaftigkeit verleiten. Nein, es wird nichts gesagt. Gustav erfuhr auch wirklich nichts.

Aber Josephine, die durchaus nichts verschweigen konnte, erzählte den Schwestern Gustavs im Vertrauen, daß Wilhelm an ei-

nem schönen Schreibzeuge von Pappe arbeite, es hübsch lakiren, und Gustaven zu seinem Geburtstage schenken wolle.

Die Schwestern Gustavs verstanden die Kunst des Schweigens auch nicht. Sie plauderten so lange, bis ihr Bruder erfuhr, was Wilhelm im Sinne führe.

Gustavs Geburtstag erschien. Wilhelm hatte eine große Freude, wenn er daran dachte, daß er seinen Freund mit dem Schreibzeuge überraschen werde. Er kam zu ihm hin, zu seinem Verdrusse erfuhr er, daß Gustav schon von allem unterrichtet gewesen sey, und daß Josephine das Geheimniß ausgeplaudert habe.

Zu Hause beklagte sich Wilhelm über der Schwester Plauderhaftigkeit. Der Vater gab ihm Recht. Verschwiegenheit, sprach er, ist eine schöne und sehr nöthige Tugend. Denn denket nur darüber nach, was daraus

entstehen kann, wenn man nicht verschwiegen ist. Wie manche Freude wird dann verdorben! Wärest du, Josephine, verschwiegen gewesen, so hätte dein Bruder die Freude genossen, seinen Freund zu überraschen, und Gustav hätte gewiß über das Schreibzeug ein größeres Vergnügen gehabt, wenn es ihm ganz unerwartet gekommen wäre. Beyden hast du durch deine Schwatzhaftigkeit die Freude verdorben. Mangel an Verschwiegenheit verdirbt aber nicht nur manche Freude, sondern richtet oft viel Unheil an. Viele sind unglücklich geworden, weil ihre Geheimnisse durch plauderhafte Menschen verrathen worden sind. Derjenige, der nicht verschwiegen ist, schadet sich dadurch selbst; denn niemand hat Zutrauen zu ihm; jedermann fürchtet sich vor seiner Schwatzhaftigkeit. Damit du durch Beyspiele deutlich sehest, welch' Unheil daraus entstehen könne, wenn man

nicht verschwiegen ist, so lies hier diese Geschichte.

Der Vater übergab Josephinen mit diesen Worten ein moralisches Unterhaltungsbuch, „Iduna" betitelt, und ließ sie darin die Erzählung: Pauline, oder traurige Folgen der Geschwätzigkeit, lesen.

Noch immer ist Josephine in der Tugend der Verschwiegenheit nicht weit fortgeschritten. Durch ihre Geschwätzigkeit hat sie bereits andern und sich selbst manchen Verdruß zugezogen. Daher vertraut man ihr nicht gerne etwas an. Dafür beweist man gegen ihre Schwester Thekla ein unbegrenztes Zutrauen; denn sie ist, wie viele sagen, die Verschwiegenheit selbst.

36.

Wohlthätigkeit.

Die armen, unglücklichen Menschen! sprach Alwina zu Frau Habermeyer, ihrer Mutter. Du solltest sie sehen! Vierzehn Meilen weit sind sie vor dem Feinde geflohen. Er soll sengen, brennen und plündern, wohin er kommt.

Ach, meine Tochter! versetzte Frau Habermeyer, der Krieg ist eines der größten Uebel, das die Menschheit drückt. Du hast recht, daß du die armen Geflüchteten bedau-

erst. Theilnahme an dem Unglück anderer geziemt einem guten, frommen Herzen.

Liebe Mutter! sprach Alwina, ich habe wenig Geld. Aber das wenige will ich den Unglücklichen geben. Du erlaubst es doch, daß ich auch alte Linnen zusammen suche, und sie den Armen bringe. Ihre Kleider sind ganz zerrissen.

Das thue, meine Tochter! erwiderte die Mutter, solchen Hülfsbedürftigen, die unsern Beystand so sehr nöthig haben, müssen wir mittheilen, was wir entbehren können. Ich will selbst alte Wäsche zusammensuchen und sie ihnen schicken.

Alwina hatte darüber eine große Freude. Die Mutter brachte ein ziemliches Bündel von alten Kleidern zusammen, und ging nun mit der Tochter zu den Geflüchteten. Wie sehr wurden diese durch die Gaben erfreut, die man ihnen reichte. Wir sehen

Sie als unsre rettenden Engel an, sprachen sie zu Alwina und ihrer Mutter. Gott vergelte es Ihnen tausendfältig.

Die Armen erzählten nun, wie traurig es in der Gegend aussähe, aus der sie kämen. Alles ist aufgezehrt, sprachen sie, und Eine Kartoffel wird mit mehrern Kreuzern bezahlt. Das Pfund Pferdefleisch kostet dreyßig Kreuzer, und ist nur mit Mühe zu bekommen. Wohin der Soldat kommt, will er zu essen haben! Kann man ihm nichts geben, so wird er wild, schlägt um sich, und viele Unschuldige sind dabey schon um ihr Leben gekommen. Die Officiere sind menschlicher, aber nicht im Stande, dem Ungestüme des gemeinen Mannes zu wehren. Manche Dörfer und Flecken sind von dem Feinde angezündet und in Aschenhaufen verwandelt worden.

So erzählten die Geflüchteten weiter fort. Als Frau Habermeyer mit Alwina nach dem Hause zurückkehrte, sagte diese: es freut mich sehr, daß ich den Unglücklichen doch etwas habe mittheilen können.

Diese Freude macht deinem Herzen Ehre, versetzte die Mutter. Wohlthätigkeit ist eine schöne, liebenswürdige Tugend, besonders wenn man sie gerne ausübt. Es gibt Menschen, die andern wohlthun, aber sie thun es mit Unwillen und Verdruß. Dadurch verlieren ihre Wohlthaten vieles von ihrem Werthe. Auch muß man immer darauf sehen, daß man nur solchen beysteht, die es verdienen. Es gibt schlechte Menschen, die im Müßiggange herumstreichen, und die Betteley der Arbeit vorziehen; diese sind unsrer Hülfe unwürdig; sie werden durch sie in ihrer unordentlichen, tadelhaften Lebensart noch mehr bestärkt und ver-

schlimmert. Bey diesen thut man wohl, wenn man sie ihrem Schicksale überläßt; denn dadurch werden sie noch am leichtesten gebessert.

Nach einigen Tagen wurde Alwina von Meta besucht, und von ihr zu einem Spaziergange eingeladen. In einer Bude vor der Stadt war ein Taschenspieler zu sehen, der vielerley artige Kunststücke machte. Den müssen wir sehen, sagte Meta, und Alwina nahm die wenigen Groschen; die ihre ganze Barschaft ausmachten, um mit ihrer Freundinn den Taschenspieler zu besuchen.

Gerade als sie abgehen wollten, sahen sie, daß auf der Straße viel Volk zusammen lief. Sie hörten, daß man eine Menge Kriegsgefangene brächte. Alwina stellte sich mit Meta vor das älterliche Haus, und wurde durch den Anblick der Gefangenen nicht wenig erschüttert. Sie bathen

um Almosen. Alwina sprang nach ihrem Gelde, das sie in dem Zimmer hatte liegen lassen. Du wirst doch nicht deine wenigen Groschen hergeben wollen, sprach Meta, weißt du nicht, daß sie für den Taschenspieler bestimmt sind?

Aber Alwina ließ sich nicht irre machen. Sie erblickte unter den Kriegsgefangenen zwey Verwundeten, die kaum mehr fortkommen konnten. Denen reichte sie ihre ganze Barschaft.

Meta tadelte sie deßhalb, aber Frau Habermeyer sagte: Alwina hat recht gethan; sie hat durch ihre Gabe die armen Verwundeten vielleicht sehr erquickt. Der gute Mensch ist wohlthätig, auch wenn er dadurch an eigenem Vergnügen verliert. Wir müssen zu entbehren wissen, wenn wir dadurch andere zu unterstützen im Stande sind.

Es währte nicht lange, so wurden die Einwohner der Stadt aufgefordert, gezupfte linnene Fasern oder Charpieen herbeyzuschaffen, die man bey der Heilung der Verwundeten nöthig hatte. So wie Alwina davon hörte, regten sich in ihr mit aller Macht die Gefühle der Menschlichkeit, und sie bath die Mutter, ihr altes Linnenzeug zu geben, damit sie schnell Charpieen zupfen könne.

Du vergißt ja ganz unsern Spaziergang, sprach Meta. Jetzt ist keine Zeit, Charpieen zu zupfen. Lasse das, bis wir zurückkommen.

Liebe Meta, sagte Frau Habermeyer, wollen wir andern wohlthun, so kommt oft alles darauf an, daß wir es schnell thun. Wer bald gibt, gibt doppelt! heißt es im Sprichworte. Wollen wir den Verwundeten eine Wohlthat erweisen, so muß dieß bald geschehen.

Verdrießlich nahm Meta ihren Strickbeutel, und ging davon. Alwina aber zupfte mit Emsigkeit Charpieen, die an eine obrigkeitliche Person abgegeben wurden, und so trug sie auch etwas zur Linderung der Leiden der Verwundeten bey.

So wie sich Alwina bey diesen Gelegenheiten benahm, so benahm sie sich immer. Als ein theilnehmendes, wohlthätiges Mädchen linderte sie menschliches Elend, wo und so viel sie konnte. Sie wurde die Frau eines reichen Edelmannes. Jetzt befand sie sich im Stande, ihre Wohlthätigkeit weiter auszudehnen, was sie auch mit liebevollem Eifer that.

Viel Wittwen und Waisen, Kranke und Arme nahmen zu Alwinen ihre Zuflucht, und wurden von ihr unterstützt. Doch bemerkte diese wohlthätige Frau bald, daß sie durch ihre Wohlthaten nicht so viel Gutes

stiftete als sie wünschte. Den meisten wurde nur auf kurze Zeit geholfen; manche, die von ihr Geld erhielten, gingen damit in eine Schenke, machten sich eine frohe Stunde, und darbten dann wieder eine Zeitlang im Elende.

Alwine dachte nun nach, wie sie dieß alles am besten verhindern, und den Armen auf eine sichere Weise helfen könnte. Sie legte ein Arbeitshaus an, in welchem sich Kinder und Erwachsene durch nützliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Den erstern ließ sie durch einen Lehrer auch Unterricht ertheilen.

Auf diese Weise wurde Alwine die Retterinn und Beglückerinn sehr vieler. Die ganze Gegend ehrte sie als eine edle Wohlthäterinn. Alles nahm innigen Antheil, als sie starb, und bey ihrem Begräbnisse war

eine Menge dankbarer Menschen zugegen, denen sie wohlgethan hatte. Viele Thränen der Rührung, Wehmuth und Dankbarkeit flossen um sie.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Inhalt.

Seite

1. Gewissenhaftigkeit. . . 3
2. Die großmüthige Lorette. . 21
3. Gerechtigkeit. . . . 33
4. Haß. 45
5. Die Häuchlerinn. . . 57
6. Die hochmüthige Valerie. . 72
7. Jähzorn. 81
8. Jugend. 89
9. Keckheit. 95
10. Das launische Mädchen. . 106
11. Laster. 118
12. Lebensart. 126
13. Lüsternheit. Leckerhaftigkeit. Naschhaftigkeit. 133
14. Kindliche Liebe. . . . 147
15. Die Lügnerinn. . . . 160
16. Mäßigkeit. 178
17. Menschlichkeit gegen Menschen und Thiere. 189

Seite

18. Die mitleidige Amanda. . 199
19. Die mürrische Jenny. . . 208
20. Die Müßiggängerinn. . . 215
21. Neid. Mißgunst. . . . 226
22. Das neugierige Mädchen. . 232
23. Ordnungsliebe. . . . 243
24. Die rachsüchtige Babett. . 258
25. Die sanfte Sina. . . . 267
26. Schadenfreude. . . . 272
27. Schmeicheley. . . . 282
28. Sparsamkeit. . . . 292
29. Spottsucht. . . . 296
30. Uneigennützigkeit. . . 308
31. Die unreinliche Fatime. . . 313
32. Unschuld. 322
33. Verleumdung. . . . 329
34. Verschwendung. . . . 341
35. Verschwiegenheit. . . 350
36. Wohlthätigkeit. . . . 364

XX (1+2) III. 88